Band 956 ● 2,20 DM

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Die Schlangenfrau

Band 956 ● 2,20 DM

Schweiz Fr 2,20 / Österreich S 16

Frankreich F 10,00 / Italien L 2800 / Niederlande f 2,90 / Spanien P 275





Die Schlangenfrau

John Sinclair Nr. 956

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 29.10.1996

Titelbild von Mónica Pasamón

Sinclair Crew

Die Schlangenfrau

»Wenn die uns hier finden,« flüsterte Johnny Conolly, »geht es uns dreckig. Die schlagen uns tot! Diese Typen kennen keine Rücksicht!«

Eric Ganter winkte ab. Er war so alt wie Johnny und ging mit ihm in die selbe Klasse. Nebenbei engagierte er sich sehr für den Tierschutz. Er hatte Johnny für ein Projekt begeistert, um das sich beide zunächst einmal allein kümmern wollten, bevor sie andere mit ins Vertrauen zogen. Das Ding war heiß, sogar superheiß, wie Eric gesagt hatte, der es schließlich wissen mußte, denn er hatte die Lage sondiert und war so etwas wie der Anführer.

»He, ich warte auf eine Antwort!« zischte Johnny.

»Kriegst du auch!« flüsterte Eric zurück. »Du mußt immer daran denken, daß wir besser sind.«

»Aber das sind Profis. Die kennen ihren Job. Die sind immer auf der Hut, verstehst du das?«

»Klar.«
»Du hättest Verstärkung mitbringen sollen.«
»Wir sind trotzdem besser«, beharrte Eric. »Aber wenn du die Hose voll hast, dann zieh dich zurück. Ich mache das Ding allein. Ich habe lange recherchiert, jetzt weiß ich endlich, wo die Tierfänger ihr Versteck haben, aber ich will noch herausfinden, was sie mit den Katzen und kleinen Hunden anstellen.«
»Zu hören ist jedenfalls nichts.«
»Klar. Die haben die Tiere betäubt. Dann sind sie ruhig. Erst wenn sie aus der Betäubung erwachen, melden sie sich wieder. Zu spät, dann hat man sie schon weggeschafft.«
Johnny Conolly schwieg. Er machte sich schon jetzt Vorwürfe, den Freund begleitet zu haben. Aber er hatte es ihm versprochen, und Johnny gehörte zu den Menschen, die ein Versprechen hielten. Da konnte es Backsteine regnen, er ging hindurch.
Außerdem kannte sich Eric aus. Er hatte tatsächlich gut recherchiert.
Durch ihn wußte Johnny, wo die Tierfänger ihre Zentrale hatten. Abseits gelegen, in einem kleinen Haus, das ziemlich einsam stand. Umgeben von der reinen Natur, die im kalten Licht der Sterne einen unheimlichen Glanz bekommen hatte. Es mochte auch an der Schneeschicht liegen, die auf den Bäumen und Zweigen lastete. Dieser Winter war verdammt lang, hart, kalt und schneereich. Ein Ende war noch nicht abzusehen.
Mit einem Motorrad waren die Jungen den Tierfängern gefolgt, die sich sehr sicher fühlten. Das Haus stand zwar auf einem relativ freien Gelände, aber abseits der Durchgangsstraße. Ein mit Büschen gesäumter Feldweg führte zu diesem Bau, der mehr eine Hütte oder einem Stall glich.
Wachen gab es nicht. Vor dem Haus stand der Kastenwagen der Tierfänger. Er verdeckte einen Teil der Fenster, deren Scheiben durch ein warmes Licht erleuchtet waren.
Hinter dem Haus stieg das bewaldete Gelände an. Als Versteck bestens geeignet.
Die Polizei konnten die beiden nicht einschalten. Es fehlten ihnen noch die Beweise, aber die würden sie sich holen, das stand zumindest für Eric Ganter fest.
»Und wie willst du anfangen?« fragte Johnny. »Bleibt es dabei, daß wir versuchen werden, die Tiere zu befreien?«
»Das geht jetzt nicht mehr. Man hört nichts. Die haben sie ja still gemacht.«
»Dann sieht es nicht gut aus.«
»Warte doch erst mal ab, Johnny. Das drehen wir schon. Ich habe nicht grundlos den Fotoapparat mitgebracht. Wir werden, wenn möglich, alles fotografieren.«

»Dazu mußt du ins Haus.«
»Nicht unbedingt. Die Fenster sind da. Wir schauen hindurch Wir werden sehen, wo die Tiere stecken Johnny atmete tief durch Er wollte jetzt nichts mehr sagen und meckern, aber die gesamte Entwicklung gefiel ihm nicht. Der Plan war einfach zu wenig durchdacht.«
»Dir gefällt er nicht, wie?«
»Nein, nicht besonders.«
Auf Erics Gesicht erschien ein Grinsen. »Dann kannst du ja verschwinden. Ich ziehe das hier schon alleme durch. Wäre doch gelacht, wenn ich den Verbrechern nicht eins auf den Hut geben könnte. Das würde hier wie eine Bombe einschlagen.«
Johnny sprach dagegen. »Ich habe dir doch gesagt, daß ich bei dir bleibe. Und mein Versprechen habe ich immer gehalten. Wir sollten nur endlich weitermachen, sonst friere ich hier noch fest.«
»Okay, okay, nur keine Hektik.« Es war wirklich kalt. Raukalt sogar.
Zum Glück wehte kein Wind, der die Kälte noch verstärkt hätte. Die Luft stand, und die Natur war in eine noch tiefere Starre gefallen. Überall versteckte sich das Eis unter der dünnen Schneedecke. Auch von den Steinen und Dachrinnen hingen die Zapfen wie blanke Dolche.
Die Jungen hatten Deckung hinter einem viereckigen Holzstapel gefunden.
Von diesem Platz aus hielten sie das Haus unter Kontrolle, ohne selbst gesehen zu werden. Das Dach vor ihnen hatte eine weiße Kappe bekommen, und auch an den Wänden klebte der Schnee.
Eric drehte sich kurz um. Er nickte Johnny zu. »Ich bin bereit, sei vorsichtig!«
»Keine Sorge.« Johnny ließ den Freund vorgehen. Bisher war es still gewesen, und es wurde auch nicht viel lauter, aber bei jedem Schritt knirschte der auf der Oberfläche gefrorene Schnee unter den Schuhen, und beide empfanden diese Geräusche als äußerst laut. Man konnte nur hoffen, daß sie im Haus nicht gehört wurden.
Sie wollten nicht auf dem direkten Weg zum Eingang gehen, in dessen Nähe sich die erleuchteten Vierecke der Fenster abzeichneten. Sie blieben so gut wie möglich in Deckung, gingen geduckt und warfen immer wieder einen Blick nach rechts zum Haus hin.
Dort rührte sich nichts. Die Tür blieb geschlossen. Auch hinter den Fenstern malte sich kein Schatten ab. Die Tierfänger blieben ruhig, sie hatten nichts zu befürchten und rechneten auch nicht damit, beobachtet zu werden.
Als sich Eric Ganter gegen die Hauswand drückte, da verzog er seinen Mund zu einem Lachen. In den Augen schimmerte es. Er nickte seinem Freund zu, der neben ihm stand. So dicht, daß sich ihre

Atemfahnen berührten. »Hat doch gut geklappt, wie?«
»Ja, bis jetzt.«
»Wir machen auch weiter.«
»Willst du noch immer einen Blick durch die Fenster werfen?«
Eric nickte. »Ja, ich will sehen, was die da treiben.« Er tippte Johnny an.
»Du kannst hier auf mich warten. Es sind ja nur ein paar Schritte.«
»Okay.«
Ganter grinste noch einmal. Er war in seinem Element. Eigentlich war er vom Typ her nicht derjenige, der immer wie ein junger Macho auf der Siegerstraße stand. Er gehörte eher zu den Softies, was sein Aussehen anging. Schmal, hochgewachsen. Dunkle Haare, sehr lang, sogar so lang, daß er sie im Nacken zu einem Zopf hatte zusammenbinden müssen. Er hatte braune Augen, die immer ein wenig melancholisch in die Welt blickten, wie seine Freundinnen meinten, und davon hatte er genügend, denn die Mädchen liefen ihm nach.
Eric Ganter trieb auch Sport. Es war ihm anzusehen, wenn er ging, denn er bewegte sich geschmeidig und wirkte durchtrainiert. Auch trat er vorsichtig auf und versuchte, so wenig Geräusche wie möglich zu machen. Das klappte, denn der Schnee in der unmittelbaren Umgebung des Hauses war getaut.
Bevor er das Fenster erreichte, ging er in die Knie. In dieser geduckten Haltung schlich er noch zwei Schritte vor. Dann hatte er sein Ziel erreicht.
Johnny ließ den hockenden Freund nicht aus den Augen. Er drückte ihm die Daumen. Man konnte Eric ja vieles nachsagen, aber feige war er nicht. Ebensowenig wie Johnny, sonst hätte er den Freund nicht begleitet. Seine Eltern wußten davon nichts. Wie er sie kannte, hätte ihn zumindest die Mutter zurückgehalten. Sie hatte sowieso schon etwas mißtrauisch geschaut, als er sich verabschiedet hatte und ihr erklären mußte, daß er mit Freunden ins Kino wollte, um sich den Thriller »Strange Days« anzuschauen, der seit einigen Wochen lief. Danach wollten sie noch irgendwo ein Glas trinken. Johnny hatte keine Uhrzeit für seine Rückkehr angegeben, aber Mitternacht würde es bestimmt werden.
Eric Ganter wartete noch. Er benahm sich gut und ging bei seiner Aktion kein Risiko ein. Erst als er sicher war, daß ihn auch kein Fremder von außen beobachtete, sonst hätte derjenige schon längst eingegriffen, glitt er hoch.
Langsam, darauf bedacht, nur keinen Fehler zu machen. Er schaute durch die Scheibe. Seine Augen nahmen das auf, was sich hinter ihm im Raum abspielte, und er selbst war kaum zu sehen, weil sich nur der Haaransatz, die Stirn und auch die Augen abzeichneten.

Johnny beobachtete den Freund, der sich Zeit ließ. Er schaute sehr genau hin, kontrollierte sogar, was sich hinter den Scheiben im Zimmer abspielte.

Johnny merkte, wie er sich entspannte. Bisher ging alles gut. Sie würden auch genau wissen, wer sich alles im Raum aufhielt. Mit zwei Personen rechneten sie, es konnten aber auch drei oder vier sein, denn die Tierfänger hatten eine Bande gegründet.

Grund zur Freude gab es nicht, obwohl sie das Home der Band entdeckt hatten. Johnny wurde einfach den Eindruck nicht los, daß die andere Seite über ihre Aktivitäten genau Bescheid wußte. Vielleicht hatten sie sich zu unvorsichtig verhalten, er wußte es nicht, aber es gab einige Hinweise. So hatten sie einen Typ aus der Bande nahe ihrer Schule gesehen, der dann schnell verschwunden war, als er in die Sichtweite der Jungen geriet.

Es mußte nicht unbedingt alles klappen.

Johnny schrak auch zusammen, als durch die Gestalt seines Freundes ein Ruck ging. Sehr heftig sogar und plötzlich. Schon unkontrolliert, was nicht seine Art war. Dafür mußte es einen Grund geben. Johnny spürte ebenfalls die Spannung in sich. Sie verstärkte sich, als Eric sich umdrehte, er dessen Keuchen hörte und zusah, wie sein Freund im Entengang auf ihn zukam.

Erst als er Johnny erreicht hatte, drückte er sich wieder hoch. Er schaute ihm ins Gesicht. Seine Augen waren weit geöffnet, der Atem drang keuchend über die Lippen, so daß Johnny den warmen Dampf zu spüren bekam.

»Das gibt's nicht«, keuchte er. »Verdammt noch mal, das kann doch nicht wahr sein!«

»Was denn?«

»Scheiße!«

»Nun sag doch schon!« flüsterte Johnny. »Was hast du da gesehen?«

Eric hielt den Mund. Seine Augen waren verdreht, als wollte er in sich selbst hineinschauen. Er schüttelte einige Male den Kopf, dann sackten seine Schultern ein, bevor er sagte: »Du mußt es dir selbst ansehen, sonst glaubst du es mir nicht. Das ist unwahrscheinlich. Das, das kann man nicht beschreiben.«

»Verdammt, was denn?«

»Geh hin, aber sei vorsichtig.« Eric sah aus wie jemand, der im nächsten Moment zusammenfallen würde. Er brauchte tatsächlich die Hauswand als Stütze.

Johnny Conolly wußte nicht so recht, wie er sich verhalten sollte. Hingehen, nachschauen? Dem anderen glauben? Oder hatte Eric sich nur etwas eingebildet? Nein, eigentlich war er nicht der Typ, der so etwas tat. Er stand mit beiden Beinen fest auf dem Boden der Tatsachen. Manche hielten ihn zwar für einen Spinner, aber Johnny

kannte ihn besser. Sie waren lange genug zusammen in der Schule.

»Dann bleibst du hier, nicht?«

Eric nickte nur. Trotz der Kälte schwitzte er auf der Stirn, und das sollte bei ihm etwas heißen.

Johnny war auf dem Weg zum Fenster ebenso vorsichtig wie sein Freund noch vor zwei Minuten. Auch er ging gebückt, um ein so kleines Ziel wie möglich zu halten. Dabei dachte er nach, was Eric wohl entdeckt haben könnte, aber er kam zu keinem Resultat. Also würde er sich überraschen lassen, sicherlich nicht angenehm.

Geduckt blieb er unter der Scheibe hocken. Er schaute zurück. Eric stand noch immer mit dem Rücken an der Hauswand und kämpfte mit sich selbst, weil er unter dem Eindruck des Entdeckten stand.

Johnny begann nachzudenken. Er sah zwar aus wie ein Jugendlicher in seinem Alter, aber sein Leben war nicht so verlaufen wie das der anderen aus seiner Klasse.

Er hatte viel durchgemacht, ebenso wie seine Eltern. Für sie gab es die Mächte der Finsternis. Er wußte genau darüber Bescheid, welche Konstellationen sich da breitmachten, wie die Dinge liefen, wie sich das Böse immer weiter vordrängte, um die Menschen und deren Welt allmählich zu beherrschen.

Und er hatte Personen erlebt, die ähnlich ausgesehen hatten wie sein Freund Eric. Und zwar immer dann, wenn ihnen etwas Schauriges und Unglaubliches widerfahren war.

Daran mußte Johnny einfach denken, als er sich noch einige Sekunden Zeit ließ, bevor er sich dann in die Höhe schob, und zwar so langsam wie möglich.

Sein Gesicht glitt dicht an den kleinen Eiszapfen entlang. Er schob sich noch weiter in die Höhe, wurde vom Lichtschein erwischt, und dann gelang ihm ein erster Blick in den Raum.

Er sah zwei Männer. Sie waren dunkel gekleidet saßen an einem Tisch, auf dem eine Flasche Brandy von zwei Gläsern eingerahmt stand, und schauten zu einer Person hin, die vor ihnen stand.

Es war eine Frau, die einen grauen Pelzmantel trug, der ihr bis über die Waden reichte. Das konnte Eric nicht erschreckt haben, und es hatte ihn auch nicht erschreckt.

Plötzlich hielt Johnny den Atem an, denn er hatte sich auf das Gesicht der Frau konzentriert.

Es war so kalt, so abweisend, aber unter ihm, am Hals, der frei lag und von keinem Stoff bedeckt wurde, bewegte sich etwas. Zuerst dachte Johnny an eine Kette, aber die war es nicht, sondern eine dunkelgrüne, schuppige Schlange, deren Kopf genau in das Tal zwischen den Brüsten deutete, die der Ausschnitt des Pelzmantels frei ließ…

***

Johnny schrie nicht. Er keuchte nicht einmal. Er hielt nur den Atem an.

Eine Frau, die sich mit einer Schlange schmückte. Das war unwahrscheinlich, das konnte es kaum geben. Zugleich kannte er aus dem Zirkus Frauen, die sich mit Schlangen abgaben und sie so behandelten wie die besten Freunde.

Hier war es ebenso.

Die Frau liebte Schlangen. Sie hatte sich sogar eine als Schmuck um den Hals gehängt und sie trotz der Kälte mitgebracht. Das war zumindest nicht normal.

Johnny hatte seinen ersten Schock überwunden und auch die Umgebung vergessen. Er schaute weiterhin nach, denn der erste Eindruck war nicht mehr als eine Momentaufnahme gewesen.

Sein Blick glitt am Gesicht der Frau hoch. Er wollte sie sich genau anschauen, denn er hatte nicht die Nerven verloren oder war so stark geschockt wie Eric Ganter.

Plötzlich schüttelte sich der Junge. Er mochte die Frau nicht. Sie war ihm total unsympathisch. Nicht mal das Gesicht gefiel ihm. Dieses Weib war kalt. Eiskalt. Ihre Gesichtshaut ähnelte glattem, dünnen Metall, das wie poliert glänzte. Die hochstehenden Wangenknochen fielen auf, die leicht schräg stehenden Augen und der kalte Blick ebenso. Pupillen wie dunkles Eis auf der gefrorenen Oberfläche eines Tümpels. Der Mund sah künstlich aus, so exakt saß er in ihrem Gesicht.

Dann die hohe Stirn. Ebenfalls glatt. Keine Falte war darauf zu entdecken.

Der Junge kam sich selbst Vor wie ein Roboter, der alles rastermäßig erfaßte und dabei bestimmte Zeitabläufe benötigte. Auf die Haare konzentrierte er sich besonders. Sie konnten durchaus lang sein, aber sie lagen trotzdem flach und zugleich wie Gewürm auf dem Kopf der Frau, als hätte sie ihre Haare zusammengedreht und geflochten. Sie waren von einem aschigen Grau, aber das interessierte ihn nur am Rande, denn auf dem Kopf bewegte sich tatsächlich etwas. Die Haare?

Nein, das konnte es nicht sein. Das hätte er nie und nimmer unterstrichen. Es war etwas anderes, das durch die Haare hindurchglitt, aber mit dem Kopf nicht verwachsen war. Eine Schlange!

Eine zweite Schlange. Ebenfalls grün wie die erste. Der größte Teil ihres Körpers war unter den geflochtenen Haaren verborgen. Das Tier hatte genügend Lücken gefunden, um sich einen freien Weg zu bahnen, und plötzlich trat es an der rechten Seite des Kopfes hervor ins Freie. Johnny sah den Kopf, auch das kleine, geöffnete Maul, durch das die Zunge ihren Weg nach draußen fand.

Er war geschockt. Nur nicht so stark wie sein Freund Eric. Es lag bei

ihm an der Vergangenheit, denn Johnny hatte tatsächlich schon einiges erlebt.

Eine Erklärung hatte er für dieses Phänomen trotzdem nicht. Er merkte auch, daß sich in seinem Magen ein Kloß bildete, der immer größer wurde, als wollte er sich wie ein Stein ausbreiten.

Die beiden Männer schienen die Nähe der unheimlichen Frau gewohnt zu sein. Sie schauten sie an, sie sprachen sogar mit ihr, wobei Johnny nicht verstehen konnte, was sie sagten.

Aber die Frau schüttelte plötzlich den Kopf. Sie streckte ihren rechten Arm vor, die Hand ebenfalls. Johnny konnte die langen, dünnen Finger sehen, deren Nägel grau oder in einem giftigen Grün bemalt waren. So genau war das nicht zu sehen.

Urplötzlich hob die fremde Schlangenfrau ihren Kopf an.

Sie schaute zum Fenster.

Es war ein eisiger, ein tödlicher Blick, und Johnny ging davon aus, daß sie ihn entdeckt hatte.

Dennoch handelte er.

Blitzartig ließ er sich auf die Knie fallen. Er prallte auf die harte Erde, was ihn nicht weiter störte, sondern drehte sich nach rechts, um zu seinem Freund zu gelangen. Erst als Johnny einige Meter gekrochen war, raffte er sich auf und ging normal weiter.

Eric erwartete ihn. Er brauchte keine Frage zu stellen, denn Johnny nickte ihm zu.

»Kennst du sie?«

»Nein«, sagte Eric. »Ich habe sie heute zum erstenmal gesehen. Und ich habe Angst bekommen.«

»Kann ich mir denken.«

»Wer ist das nur?«

Johnny hob die Schultern. Er kannte keinen Namen. Er wußte nicht, wer sich hinter dieser glatten Fassade verbarg. Zudem schien sie ihn doch nicht entdeckt zu haben, denn dann hätte sie doch schon längst eine Reaktion gezeigt.

»Hat sie dich denn gesehen, Johnny?«

»Das weiß ich nicht. Dich denn?«

»Keine Ahnung. Ich glaube nicht. Ich habe Schiß bekommen, als ich das Weib sah.«

»Kann ich mir denken.«

Eric wischte über sein Gesicht. »Wie kannst du eigentlich so cool bleiben?«

»Bin ich das?«

»Klar. Ich bin hier abgehauen. Ich weiß auch nicht mehr, wie es jetzt weitergehen soll. Mit dieser Frau haben wir nicht gerechnet. Die sieht aus, die ist die Chefin, glaube ich. Hast du die beiden Schlangen gesehen?«

»Klar doch.«
»Kennst du eine Frau, die mit Schlangen herumläuft?«
»Nein, bisher noch nicht.«
»Bisher noch nicht.«
»Eben.« Er schaute sich um. Eric war nervös. Die Überlegenheit und die Ruhe, die ihn immer ausgezeichnet hatten, waren dahin. Er wußte plötzlich nicht mehr, wie er sich bewegen sollte und ob das, was er vorhatte, alles auch fichtig war.
»Wir werden gehen!« erklärte Johnny.
Dieser Satz traf bei Eric Ganter auf fruchtbaren Boden. Eric wirkte plötzlich erleichtert. Fast hätte er noch aufgestöhnt, hielt sich aber im letzten Augenblick zurück. »Das ist okay. Wir kommen dann mit den anderen zurück. Zu zweit schaffen wir das nicht mehr. Ich hatte das Gefühl, als könnte diese Frau in meine Seele schauen. Hast du den Blick gesehen? Hat sie dich mal angeschaut?« Er redete Johnny hektisch an und konzentrierte sich nur auf ihn.
Im Gegensatz zu dem jungen Conolly. Dessen Blick war an Eric Ganter vorbeigeglitten. Er schaute in eine bestimmte Richtung, und zuerst glaubte er, sich auch geirrt zu haben, aber das war leider nicht der Fall.
Von der dunklen Erde hob sich der Schatten ab. Es war der eines Mannes, einer dunklen Gestalt. Was sie allerdings in der Hand hielt, schimmerte heller.
Es war der Lauf eines Gewehres, das auf die beiden Jungen zielte.
»Wenn ihr euch jetzt dumm bewegt, seid ihr tot!« erklärte der Mann.

***

Beide standen still. Eric hatte mitten im Satz gestoppt. Sein Gesicht zeigte für einen Moment einen etwas dümmlichen Ausdruck, der sich jedoch änderte, als er begriff, was ihm da mitgeteilt worden war. Da malte sich der Schrecken in seinen Zügen ab. Die Angst war zu lesen, und Johnny ahnte, daß Eric anfangen würde zu schreien. Deshalb sprach er ihn hastig und flüsternd an.
»Sei ruhig, Eric. Sei ganz ruhig!«
Der Junge schwieg.
Sekunden vergingen. Johnny hielt die Gestalt noch immer im Blick. Der Mann hatte sich nicht von der Stelle gerührt. Er sah aus als wäre er innerlich und äußerlich vereist.
»Was sollen wir denn jetzt tun?« hauchte Eric. »Steht da wirklich jemand?«
»Ja, er hat auch ein Gewehr.«
»Verdammt! Du hattest recht. Wenn die uns erwischen, geht es uns schlecht.«
»Das denke ich auch.«

Der Mann mit dem Gewehr gab sich gelassen, und so bewegte er sich auch. Beinahe lässig sah es aus, wie er auf die beiden Jungen zuschritt.

Den Kolben der Schußwaffe hielt er in der Armbeuge, der rechte Finger lag am Abzug. Wer seine Waffe so hielt, der konnte auch damit umgehen davon ging zumindest Johnny Conolly aus.

Eine Körperlänge vor den beiden Jungen hielt er an. Er schaute ihnen ins Gesicht. Viel war von dem Fremden selbst nicht zu sehen. Er trug dunkle Kleidung; eine Strickmütze verdeckte die Haare. Das Gesicht wirkte glatt und schattig, aber nicht so glatt wie bei der verfluchten Schlangenfrau. Er schaute sie nur an, und seine Gelassenheit blieb dabei bestehen.

»Schnüffeln, nicht? Ihr wolltet schnüffeln, ihr zweibeinigen Ratten!« Der Kerl grinste. »Aber das wird euch vergehen, ich schwöre es euch.«

Johnny hatte sich im Gegensatz zu Eric Ganter wieder gefangen. Auch wenn es ihn Mühe kostete und seine Stimme zitterte, fragte er: »Was haben Sie jetzt mit uns vor?«

»Ratet mal?«

»Wollen Sie uns erschießen?«

»Das kann durchaus sein«, erklärte der Typ. »Aber ich werde euch erst einmal aus dem Verkehr ziehen. Jemand anderer soll entscheiden, wie es dann weitergeht. Die Person wird sich bestimmt darauf freuen. Sie liebt manchmal die Überraschungen, weil sie sich selbst immer wieder daran ergötzt. Es sieht nicht gut aus für euch beide, das kann ich euch schon jetzt versprechen.«

Eric hatte die Worte ebenfalls mitbekommen. Während Johnny schwieg und dabei über einen Ausweg nachgrübelte, fing er an zu sprechen.

»Hören Sie, Mister, es ist nichts geschehen. Wir haben nichts getan. Wir waren nur unterwegs.«

»In dieser Kälte?« höhnte der Mann.

»Ja, wir…«

»Hör auf zu labern. Es hat keinen Sinn. Mich kannst du nicht hinters Licht führen.« Sein Blick wanderte, als er die beiden anschaute und sich dann auf Eric konzentrierte. »So, du Papagei, jetzt geh mal von deinem Kumpel ein Stück weg.«

»Warum denn? Ich…«

»Hau ab!«

Eric zuckte zusammen. Die beiden Worte hatten ihn wuchtig erwischt, und er zog auch den Kopf ein. Mit diesem Mann war nicht zu spaßen und mit der Frau im Haus ebenfalls nicht. Sie gehörten zusammen und waren auf Nummer Sicher gegangen, als sie draußen eine Wache aufgestellt hatten. Nicht zu Unrecht, wie sich jetzt erwies.

Ob Eric wollte oder nicht. Es war besser für ihn, wenn er gehorchte.

Das wußte auch Johnny, denn er gab dem Freund durch sein Nicken das entsprechende Startsignal.

Eric ging wie jemand, dessen Füße aus Blei bestanden. Seine Gesichtshaut war fahl geworden, was sicherlich nicht nur an der Kälte lag. Er kam einfach mit den neuen Dingen nicht mehr zurecht. Die Füße schlurften über den gefrorenen Boden. Er hatte Mühe, auf der glatten Oberfläche nicht auszurutschen.

»Bleib stehen!«

Eric gehorchte wieder. Er sah den Mann nicht mehr, der gesprochen hatte, denn jetzt drehte er ihm den Rücken zu.

Das hatte der andere gewollt.

Er warf Johnny noch einen kurzen, prüfenden Blick zu, bevor er sich drehte und auch die Haltung seiner Waffe veränderte, denn sie rutschte aus seiner Armbeuge weg.

Er fing sie ab, hob sie an und schlug blitzschnell zu. Johnny saugte den Atem ein. Er war auf einmal völlig erstarrt, aber er hatte mit einer ähnlichen Aktion gerechnet.

Der Schlag traf voll.

Von der Seite her erwischte der Gewehrlauf den Kopf des Jungen. Das dabei entstehende klatschende Geräusch trieb Johnny das Wasser in die Augen und eine unsichtbare Faust in den Magen. Er sah seinen Freund fallen, er hörte das knappe Lachen des Mannes, der sich drehte, um sich Johnny zuzuwenden.

Da handelte der junge Conolly!

***

Alles stand auf des Messers Schneide, und Johnny mußte einfach etwas tun. Es wollte ihm nicht so ergehen wie Eric aber es blieb ihm nur noch eine winzige Zeitspanne und die Hoffnung, daß der Mann mit dem Gewehr nicht damit rechnete, daß sich einer der beiden wehren würde und voll auf seine Stärke vertraute.

Die Mündung wies nicht auf Johnny.

Sie zeigte an ihm vorbei, als sich der Kerl drehte.

Er war locker und packte es nicht sofort, daß jemand auf ihn zuflog und ihn angriff.

Der Tritt erwischte ihn an seiner männlichsten Stelle. Johnny hatte ausgeholt und auch noch das Glück gehabt, nicht mit dem Standbein weggerutscht zu sein. So konnte er die Wucht der Tritte voll in sein Ziel weitergeben.

Er hatte den Mann damit nicht ausgeschaltet, aber zunächst kampfunfähig gemacht, denn der Typ sackte zusammen. Er fiel nach vorn, würde auf den Knien landen. Dabei riß er seinen Mund weit auf, als wollte er nach Luft schnappen, ohne daß es ihm richtig gelang, sie einzusaugen.

Aus seinem Mund drangen keuchende und auch rührende Laute. Die Zunge schlug über die Lippen hinweg wie ein zitternder Lappen. Er fiel nach vorn, aber er hielt das Gewehr auch weiterhin fest, und zwar mit der rechten Hand, während er die linke auf seine getroffene Stelle gepreßt hielt, durch die der Schmerz wie eine böse Flamme jagen mußte. Seine Augen waren verdreht, als die Knie den Boden berührten.

Er wollte sich noch halten, aber es klappte nicht. Stöhnend fiel er zur Seite und ließ dabei das verdammte Gewehr nicht los.

Eric lag neben ihm. Regungslos. Wie tot. Johnny bekam Angst um ihn.

Sein Puls raste. In seinen Augen hatte sich Tränenwasser gebildet und würde sicherlich bald zu Eis werden.

Johnny wollte ihm helfen. Er konnte entweder um den stöhnenden Mann herumgehen oder ihn überspringen.

Der Junge entschied sich für die letztere Möglichkeit. Er sprang über den Körper hinweg und befand sich noch in der Luft als sich der Mann trotz seiner beißenden Schmerzen regte.

Er hob seinen Arm an. Gespreizte Finger griffen nach Johnny der die Berührung an seinem Bein spürte, wo die Fingerkuppen allerdings abglitten.

Die Hand fiel auf den Boden. Aber der Kerl war nicht fertig, zudem noch bewaffnet, und er wühlte sich herum, weil er die Mündung des Gewehres auf Johnny richten wollte.

Das würde er auch schaffen, davon ging der Junge aus, und er befand sich plötzlich in einer Zwickmühle. Sollte er Eric helfen oder war es besser, wenn er das Weite suchte und versuchte, Hilfe zu holen. Die Polizei und seine Eltern alarmieren und so weiter…

»Ich mach dich fertig!« Er hörte den Mann reden, aber jedes Wort war nur mühevoll hervorgepreßt und kaum zu verstehen.

Johnny wußte auch, was er damit meinte. Er drehte sich mit der Waffe um.

Er würde ihm in den Rücken schießen. Er würde die Kugeln einfach in einen Menschen hineinpumpen.

Noch war er zu langsam.

Johnny rannte. Er hatte sich beim ersten Schritt für die zweite Alternative entschlossen, und er jagte so schnell weg, wie ihn die Beine tragen konnten.

Plötzlich war er nicht mehr zu stoppen. Er schaute sich auch nicht um, ob noch jemand hinter ihm stand und auf ihn zielte. Er hetzte auf den Holzstapel zu, denn der allein bot ihm Deckung. Zudem befanden sich nicht weit von ihm entfernt, die Büsche, in denen Erics Moped versteckt war. Mit ihm waren sie hergekommen.

Der Stapel war nah, für Johnny aber weit weg. Er rannte über den

hellen Schnee und fürchtete sich vor dieser Unterlage, weil sie ihm vorkam wie ein heller Spiegel, auf dem er sich besonders abhob.

Der Stapel befand sich noch gut zwei lange Schritte von ihm entfernt, als der Hundesohn schoß.

Johnny hörte den Knall und das Echo. Er wartete auf den Einschlag der Kugel, der auch kam, aber das Geschoß erwischte nicht ihn, sondern den Holzstapel in seiner Nähe.

Johnny sah, wie es einschlug. Da splitterte etwas weg. Sogar die dünne Eisschicht riß, die sich auf das Holz gelegt hatte, aber der Junge hetzte voran und war eine Sekunde später hinter den Stapel getaucht.

Er befand sich jetzt zwischen ihm und dem Schießer. Das blieb auch so, als Johnny weiterrannte. Er brauchte nur die gerade Linie einzuhalten, um das Gebüsch zu erreichen.

»Ich schaffe es!« keuchte er. »Verdammt noch mal, ich schaffe es! Das weiß ich. Ich bin gut, ich packe es…«

Es fiel kein weiterer Schuß, und Johnny Conolly strengte sich noch mehr an. Er war kein Phantast und wußte auch, daß er sich noch nicht in Sicherheit befand. Dieser Kerl, den er so empfindlich getroffen hatte, war ein verflucht harter Knochen. Der hatte sieben Leben, der gab nicht so leicht auf, der würde ihn fertigmachen, der würde auf ihn schießen, der konnte sich aufraffen, hinter ihm herlaufen und die Schußweite seiner Waffe ausnutzen.

Alles war möglich, und deshalb strengte sich Johnny um so mehr an, was auch unbedingt nötig war, denn auf dem Untergrund kam er nicht so schnell voran, wie er es sich gedacht hatte.

Es war einfach zu glatt. Es lag nicht unbedingt an der dünnen Schneedecke, sondern auch an dem Eis darunter, das nicht zu sehen, dafür aber zu spüren war und zu verdammten Glatteisfallen führen konnte.

Schon mehr als einmal war Johnny ausgerutscht, hatte sich aber immer wieder fangen können.

Die Büsche waren hart gefroren und glichen schon einer Wand. Johnny konnte sie nicht durchbrechen, er mußte um sie herumlaufen, denn das Zweirad stand am rechten Ende.

Sie hatten es in eine Lücke zwischen die starren Äste geschoben, und dort fand Johnny es noch vor. Er konnte damit fahren. Nichts war verriegelt oder abgeschlossen.

Keuchend zerrte der Junge das leichte Motorrad zurück. Das Metall war kalt. Trotz der Handschuhe spürte Johnny die Kälte an seinen Fingern.

Er zitterte, als er das Gefährt festhielt, und er konnte nur hoffen, daß es auch ansprang.

Ja, es klappte!

Als er das Geräusch hörte, strich zum erstenmal ein Lächeln über sein Gesicht. In seine Augen trat für einen kurzen Moment der Glanz des Sieges.

Er schob es zur Seite, dann schwang er sich auf den Sattel und startete richtig durch.

Hinter ihm wehte eine Abgasfahne in die Luft. Er roch sie auch, und er hörte den Motor wie knatternde Musik. Er sah den hellen Lichtbalken des Scheinwerfers durch die Finsternis der Nacht gleiten das alles gehörte dazu, das war nichts Ungewöhnliches, aber Johnnys Gedanken drehten sich nicht um das was er sah, sondern um das, was nicht mehr sichtbar hinter ihm lag.

Um seinen Freund Eric Ganter.

Ihm allein drückte er die Daumen und zitterte gleichzeitig um dessen Leben.

Auch schoß ihm eine Frage immer wieder durch den Kopf, und sie quälte ihn auch.

Habe ich etwas falsch gemacht?

Er fuhr und merkte nicht, daß er weinte. Die Kälte machte aus seinen Tränen Eisperlen…

***

Mehr als eine Stunde später!

Johnny war wieder auf den Platz zurückgekehrt, wo alles begonnen hatte.

Nur war er nicht mehr allein. Sechs Polizisten umgaben ihn, und auch Bill, sein Vater, war mitgekommen. Johnny hatte ihn alarmiert, hatte ihn eingeweiht, und noch jetzt sah er das Gesicht seiner Mutter vor seinem geistigen Auge, denn sie hatte alles mitbekommen und war dementsprechend erschreckt gewesen.

An die vorwurfsvollen und teilweise auch erleichterten Worte wollte er sich nicht mehr erinnern. Jetzt kam es darauf an, dieses Haus zu durchsuchen und Eric wieder zurückzuholen.

Die Polizisten hatten es bereits gestürmt. Sie suchten die Räume im Innern ab, während Vater und Sohn draußen vor dem Eingang in der Kälte warteten.

Johnny hatte seinem Vater gezeigt wo Eric gelegen hatte, und natürlich auch der Mann mit dem Gewehr. Beide waren verschwunden. Auf dem glatten Boden gab es nicht mal Spuren. Johnny gefiel das nachdenkliche Gesicht seines Vaters nicht, und so fragte er: »Glaubst du mir eigentlich, Daddy?«

Bill legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. »Natürlich glaube ich dir, Johnny. Aber es ist eine Frage, ob dir die anderen das abnehmen.«

»Aber ich habe es gesehen.«

»Ja, nur brauchen die Polizisten Beweise.«
Er nickte betrübt. »Das stimmt auch wieder.« Dann schüttelte er den Kopf. »Ich glaube, ich habe alles falsch gemacht, Dad. Ich hätte von Beginn an mit euch sprechen sollen, wenigstens mit dir. Man weiß ja, wie gefährlich diese Tierfänger sind, aber Eric wollte es nicht, und wir wollten auch den Ruhm für uns haben.«
»Der vergänglich ist.«
»Ja, das auch.«
»Man sollte sich davon nie blenden lassen. Und auch nicht von falschen Freunden.«
»Stimmt. Nur komme ich mir vor wie ein Verräter.« Die Stimme des Jungen sackte ab und wurde leiser. »Ich habe meinen Freund im Stich gelassen, verstehst du? Er ist allein geblieben, völlig allein. Er bewegte sich nicht mehr. Ich weiß nicht mal, ob er tot war.« Das Gesicht des Jungen sah gequält aus. »Wenn er das tatsächlich ist, dann ist es auch meine Schuld.«
»Nein, Junge, nein. Du hast schon richtig gehandelt, das mußt du mir glauben.«
»Meinst du?«
»Ja.«
»Und wo könnte Eric sein?«
Bill hob die Schultern. Er war sich selbst gegenüber ehrlich. Viel Hoffnung hatte er nicht. Was ihm Johnny da berichtet hatte, das war hart an der Grenze. Er konnte sich gut vorstellen, wie sehr die Bande in die Tierfängerei verstrickt war. Und wenn alle Stricke rissen, dann gingen diese Menschen auch über Leichen, denn sie hatten oft noch andere Dinge auf dem Kerbholz.
Die Tür wurde von innen geöffnet. Der Einsatzleiter stand im Licht. Er hieß Robert Latow, war ein stattlicher Mensch mit einem runden Kinnbart und buschigen Augenbrauen. Er kam in die Kälte und hob dabei die Schultern.
»Nichts?« fragte Bill.
»So ist es, Mr. Conolly. Alle sind ausgeflogen. Verschwunden, haben sich aus dem Staub gemacht.«
Johnny hatte mit einer derartigen Nachricht gerechnet. Trotzdem glaubte er, den Boden unter den Füßen zu verlieren, als er diese Nachricht hörte. Er wollte es einfach nicht wissen und mußte sich trotzdem mit den Tatsachen abfinden.
»Was ist denn mit meinem Freund?«
Latow schaute ihn für eine Weile an. Sein Blick zeigte Bedauern. Dann hob er die Schultern.
»Sie haben ihn nicht gefunden?«
»Nein, Junge.«
Johnny schloß die Augen, was auch seinem Vater aufgefallen war.

Bill stützte ihn, denn in diesem Augenblick brauchte der Junge den Schutz des Vaters.
»Laß uns hineingehen - ja?«
Johnny nickte ihm zu.
Bill führte ihn über die Schwelle in das Haus. Erst jetzt öffnete Johnny richtig die Augen und schaute sich um. Er sah das, was er auch beim heimlichen Hineinschauen entdeckt hatte. Nur war sein Überblick jetzt umfassender.
Er hob den linken Arm und streckte ihm den Tisch entgegen, wo noch immer die Flasche mit den beiden Gläsern stand. »Da haben sie gesessen, Dad. Genau an diesem Tisch. Die beiden Stühle kannst du ja noch sehen.«
»Richtig.«
Johnny ging tiefer in den Raum hinein. Er sah auch das Regal an der Wand, das so leer war wie seine Geldbörse, bevor er das monatliche Taschengeld bekam. In einem Schrank standen noch weitere Schnapsflaschen und auch Gläser. Einen Teppich gab es nicht. Auf dem Boden lag der graue Estrich. Rechts führte eine offenstehende Tür in einen Flur hinein. Dort brannte ein trübes Deckenlicht. Johnny hörte die Stimmen der anderen Polizisten, als sie dabei waren, auch die übrigen Räume zu untersuchen.
»Kann ich dort mal nachschauen?« fragte der Junge.
»Sicher kannst du das. Aber du wirst nichts finden.« Latow hatte die Antwort gegeben. Er war hinter den beiden in das Haus hineingegangen.
»Ich möchte es aber.«
»Gut.«
Bill und der Polizist blieben hinter Johnny, als er den Flur betrat und sich dort scheu umschaute, als erwartete er jeden Augenblick, aus den Wänden heraus angegriffen zu werden.
Er schob sich an einem Polizisten vorbei, der erkältet war und dauernd schniefte. Nur wenige Schritte weiter betrat er einen großen Raum, der nicht so aussah, als hätten sich in ihm Menschen aufgehalten, denn er war nicht möbliert. Kahle Wände, dunkel gestrichen oder gebeizt.
Schmutz klebte auf dem Boden wie ein grauschwarzer Schatten. In einer Ecke stand eine Bank ohne Lehne.
Mehr war wirklich nicht zu sehen, und auch die Polizisten standen ziemlich ratlos herum. Sie schauten Johnny nicht eben freundlich an.
Schließlich war er der Grund für ihren ergebnislosen Einsatz gewesen.
»Tut mir leid mein Sohn, aber da ist wirklich nichts zu sehen. Sie haben nichts hinterlassen.«
»Stimmt, Dad, man sieht nichts, aber man riecht etwas.« Johnny

hatte so laut gesprochen, daß er auch von den anderen Polizisten gehört worden war, auch von Latow.

»Bitte, was sagst du?«

Johnny drehte sich um. »Ja, Mr. Latow, man kann etwas riechen. Ich rieche jedenfalls etwas.«

»Was denn?«

»Es stinkt nach Urin und Kot. Die Tiere haben Angst gehabt, sie haben deshalb auf den Boden gemacht.« Er deutete mit dem ausgestreckten Zeigefinger vor seine Füße. »Alles ist klebrig, das sehen Sie ja. Wenn Sie das Zeug untersuchen, werden Sie feststellen, daß ich mich nicht geirrt habe.«

»Ho - willst du uns Konkurrenz machen?« Latows Stimme klang etwas spöttisch.

Bill griff ein. Er konnte es nicht ertragen, daß die Aussagen seines Sohnes in Zweifel gezogen wurden. »Johnny hat wahrscheinlich recht, Sergeant. In der Wärme nimmt man den Geruch extremer wahr, aber er ist vorhanden.«

Latow lenkte ein. »Ich gebe zu, daß es strenger riecht, aber ist das ein Beweis? Man kann sich Tiere halten. Katzen, Hunde, Wellensittiche, das ist nicht strafbar, wenn sie nicht unter Artenschutz stehen.«

»Sie haben recht. Nur kann ich nichts machen.« Latow wies in die Leere, und er sah auch seine Leuten an, die wie die Ölgötzen herumstanden.

»Wir haben hier nichts gefunden, das uns das Recht zu einem Eingreifen gegeben hätte. Ich würde sogar auf einen blinden Alarm tippen, was ich nicht tue, weil ich Sie kenne, Mr. Conolly, und deshalb davon ausgehe, daß sich Ihr Sohn ebenfalls nichts eingebildet hat. Aber wir können nichts machen.«

»Das ist Mist«, flüsterte der Junge. »Dann - dann ist mein Freund Eric verloren.«

»So schnell stirbt man nicht, Junge. So schnell bringt man auch keinen um. Auch für Tierfänger besteht noch inir mer ein Unterschied zwischen Mensch und Tier.«

»Bei denen nicht!« Johnny blieb hart und schüttelte den Kopf. »Nicht bei denen.«

»Das hört sich an, als würdest du sie besser kennen.«

»Ich habe sie gesehen.«

»Dann werden wir sie ja finden. Du bist ein guter Zeuge und wirst dir morgen früh einige Bilder anschauen können. Es kann ja sein, daß die Tierfänger vorbestraft sind.«

»Erst morgen?«

»Ja, dann…«

»Dann kann Eric schon tot sein.«

Latow lächelte. »Das glaube ich nicht. Ich schätze mal, daß ihm die

Kerle eine Abreibung verpaßt haben, weil sie sich gestört fühlten. Dein Freund ist bestimmt schon zu Hause.«

Johnny schaute Latow mit einem Blick an, der ihn unwohl werden ließ.

Aber er fragte seinen Vater. »Hast du dein Handy dabei, Dad?«

»Ja, willst du bei den Ganters anrufen?«

»Sicher. Die Eltern sind verreist. Sie machen Urlaub im Schnee. Eric und seine Schwester sind hier in London geblieben.«

»Versuche es.«

Johnny nahm das schmale Gerät entgegen. Er war noch immer durcheinander und mußte sich stark konzentrieren, um die Nummer herauszufinden. Dann aber hatte er sie, tippte sie ein und wartete darauf, daß sich jemand meldete.

Zunächst tat sich nichts. Im Raum waren die Blicke der Männer einzig und allein auf Johnny Conolly konzentriert der sich so unwohl fühlte, weil sich das Gefühl der Angst durch seinen Körper schob wie ein böses Schlangengift. Bei dem Gedanken schüttelte er sich, stand einen Wimpernschlag später kerzengerade, denn bei den Ganters war abgehoben worden.

»Hier Judy Ganter.«

»Hi, Judy.« Johnny versuchte so neutral und locker wie möglich zu reden.

»Hier spricht Johnny. Kann ich mal deinen Bruder haben.«

»Eric? Wieso? Der ist doch nicht da.«

»Ach.« Johnnys Herz schlug plötzlich flatternd.

Judy lachte ihn aus. »Hör mal zu. Ihr beide wolltet doch unterwegs sein. Ich weiß nicht, was ihr vorgehabt habt, aber zumindest Eric tat sehr geheimnisvoll.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann habt ihr euch getrennt?«

Der Junge überlegte sich die Antwort. »Im Prinzip schon, aber wir wollten uns noch einmal treffen.«

»Wann denn? Und wo?«

»So gegen elf. Eine Stunde vor Mitternacht. Und zwar bei euch. Das hatten wir verabredet.«

»Davon weiß ich nichts.«

»Kannst du auch nicht, Judy.«

»Okay. Soll ich Eric denn etwas von dir ausrichten, wenn er hier erscheint.«

»Sag ihm nur, daß ich noch mal anrufe.«

»Wann?«

»Zwischendurch.«

»Okay!« stöhnte die fast zwei Jahre ältere Judy. »Das ist euer Bier. Bis später mal.«

»Ja, see you…« Johnnys Atem sank nach unten. Der Junge fühlte sich ausgelaugt. Er merkte kaum, daß ihm sein Vater das Handy wegnahm.

Kopfschüttelnd ging er einen kleinen Schritt nach vorn. »Da stimmt was nicht, Dad. Da ist einiges nicht in Ordnung. Er hat sich nicht befreien können, um nach Hause zu laufen. Außerdem hat man ihn niedergeschlagen, und das ist so gewesen.« Er schaute Robert Latow an. »Man hat auch auf mich geschossen, aber nur den Holzstapel getroffen. Wenn die Kugel nicht darin steckengeblieben ist, muß sie abgeprallt sein und noch irgendwo in der Nähe zu finden sein.«

»Falls man sie nicht entfernt hat«, sagte der Sergeant.

»Oder das.«

Latow gab zwei seiner Männer einen Wink. Die beiden wußten, was sie zu tun hatten. Sie verließen so rasch wie möglich das Haus, um sich in der Nähe des Stapels umzuschauen.

»Sie werden sicherlich feststellen können, wem dieses Haus gehört, Sergeant«, sagte Bill.

»Ich kann nachforschen. Aber wichtig ist Ihr Sohn. Er hat die Männer gesehen. Er wird sie vielleicht aus der Kartei heraussuchen können. Das ist im Augenblick alles.«

Bill nickte. »Wir werden so lange warten, bis Ihre Leute den Stapel und dessen Umgebung untersucht haben. Ich glaube nicht, daß sich mein Sohn den Schuß auf ihn eingebildet hat.«

Latow hob beide Hände. »Bei allen Heiligen, das habe ich nicht einmal gedacht. Welchen Grund sollte Ihr Sohn gehabt haben, so etwas zu erzählen. Aber ich denke da an etwas anderes.« Latow legte den Kopf schief, bevor er weitersprach. »Es muß schon ungewöhnlich gewesen sein, was sich hier abgespielt hat. Einschränkend muß ich zuvor sagen daß ich mit Tierfängern noch nie zu tun gehabt habe. Ich kenne die Berichte nur aus Zeitungen, aber es will mir nicht in den Kopf, daß diese Leute sofort schießen. Es sind doch keine Verbrecher oder Killer und…«

»Doch, Sergeant!« sagte Johnny sehr laut und deutlich. »Wer so etwas tut, ist ein Verbrecher.«

»Gut, akzeptiert. Trotzdem bleibe ich bei meiner Meinung. Zwar ist die Gewaltbereitschaft in den letzten Jahren immer größer geworden, aber daß sofort auf Jugendliche geschossen wird«, er wiegte den Kopf, »ich weiß nicht.«

»Was denken Sie denn dann?« fragte Bill.

Der Sergeant hob die Schultern. »Genaues kann ich Ihnen nicht sagen, es bleibt alles diffus. Auf Ihren Sohn ist geschossen worden, gehen wir einmal davon aus. Wenn sie das getan haben, dann hat diese Bande etwas zu verbergen dann sind diese Männer nicht nur simple Tierfänger. Dann steckt etwas anderes dahinter.«

Der Reporter gab dem Mann recht.

Allerdings innerlich, er sprach es nicht aus. Dafür dachte er daran, was ihm sein Sohn von dieser Frau mit den beiden Schlangen am Körper erzählt hatte. Das konnte der eigentliche Grund sein, aber die Dinge waren einfach noch nicht kompakt genug, um darüber reden zu können.

Zudem schloß Bill Conolly ein schwarzmagisches Motiv nicht aus, denn der Schlangenkult war uralt und hatte sich an manchen Stellen der Erde über Jahrtausende erhalten. Wenn man so wollte, hatte er sogar im Paradies seinen Ursprung gehabt, als Adam und Eva sich von der Schlange hatten verführen lassen.

Der Sergeant wollte eine Antwort auf seine Bemerkung hören und hakte noch einmal nach. »Was sagen Sie zu meiner Theorie, Mr. Conolly?«

»Sie kann stimmen.«

»Gut. Und welcher Meinung bist du, Johnny?«

Der hob die Schultern. Er gab eine Antwort, der auch sein Vater zustimmte.

»Wir wollten nur diese Tierfänger stellen, wie ich Ihnen schon vorher gesagt habe.«

»Na ja, das habt ihr nicht geschafft. Aber du hast auch gesagt, daß hier vor dem Haus ein Wagen gestanden hat.«

»Richtig.«

»Ist dir inzwischen das Kennzeichen wieder eingefallen?«

»Nein.«

»Ihr wart den Fängern doch auf der Spur?«

»Schon. Aber den Wagen haben wir zum erstenmal in dieser Nacht gesehen.«

»Und wo habt ihr sie erwischt?«

»Auf der Straße. Eigentlich durch einen Zufall. Eric und ich kamen aus der Disco. Das war vor einer Woche und wie gesagt mehr ein Zufall. Danach haben wir uns die Umgebung genauer angeschaut. Dabei haben wir sie dann entdeckt.«

»Auch das Auto?«

»Ein anderes.«

»Dessen Nummer du dir gemerkt hast?«

»Nein, denn es war immer eine andere. Sie haben das Schild häufig ausgetauscht. Wir sind auch keine Polizisten, die sich Kennzeichen aufschreiben, um sie zu überprüfen.«

»Das ist natürlich schlecht. Sherlock Holmes hätte sich da anders verhalten.«

»Den kann ich später mal anrufen.«

Latow sagte nichts, wurde auch von der Rückkehr seiner beiden Beamten abgelenkt.

»Was gefunden?«

»Keine Kugel.«
»Schade. Aber…?«
»Wir haben schon eine Spur in dem Stapel entdeckt. Etwas muß die dunkle Rinde eines Holzklobens getroffen haben. Sie ist dort abgesplittert, und sie hat einen hellen Fleck hinterlassen. Man sieht genau, wie das Holz durchschimmert.«
»Können Sie denn mit Sicherheit sagen, daß diese Absplitterung von einer Kugel stammt?«
»Nein, Sergeant, können wir nicht.«
»Sie glauben mir nicht, wie?« fragte Johnny in dem die Wut allmählich hochstieg.
»Das hat damit nichts zu tun. Ich brauche einfach bessere Beweise, Junge.«
»Die werden wir Ihnen schon liefern, Sergeant, verlassen Sie sich darauf«, sagte Bill.
»Vorsicht, Mr. Conolly, Sie sind Privatmann und kein Kollege von uns.«
»Das weiß ich, aber Sie wissen sicherlich auch, daß ich einen Kollegen von Ihnen sehr gut kenne.«
»Sie meinen John Sinclair?«
»Wen sonst?«
Latow lächelte überheblich. »Sie kennen ihn natürlich besser als ich, aber ich glaube kaum, daß er sich um Tierfänger kümmert. John Sinclair nimmt doch andere Aufgaben wahr.«
»Das stimmt. Nur weiß ich aus Erfahrung, daß viele Fälle harmlos, normal und beinahe schon nichtssagend begonnen haben. Das könnte auch hier so sein.«
»Es ist Ihre Sicht der Dinge, Mr. Conolly. Sie gestatten mir, daß ich eine andere habe.«
»Das steht Ihnen frei.«
»Nur werden wir hier nichts mehr machen können. Am besten wird es sein, wenn sich Ihr Sohn morgen früh die Karteien anschaut. Das könnte eine Spur ergeben.«
Bill Conolly nickte. »Wir werden sehen. Jedenfalls bedanke ich mich für Ihre Hilfe, Mr. Latow.«
»Das ist mein Job.«
Beide Conollys verabschiedeten sich. An der Eingangstür warf Johnny noch einen Blick zurück. Dabei flüsterte er: »Sie waren hier, Dad, das weiß ich.«
»Ich glaube dir.«
»Was nutzt mir das?«
Bills Gedanken bewegten sich schon in eine andere Richtung. »Und du hast diese Schlangenfrau tatsächlich gesehen, Junge?«
»Ja. Sie war so schrecklich. So kalt, eisig, ich weiß auch nicht, wie

ich sie dir noch beschreiben soll. Jedenfalls habe ich mich nicht gefreut, als ich sie sah. Bestimmt ist das eine Person, um die sich John kümmern kann.«

»Wäre möglich.«

Vater und Sohn verließen das Haus. Johnny war in der letzten Zeit noch einmal gewachsen und fast so groß wie sein Vater. Mit gesenktem Blick ging er neben Bill her, dem die depressive Phase seines Sohnes überhaupt nicht gefiel.

»Kopf hoch, Junge! Das packen wir. Die Kerle werden wir schon kriegen.«

»Weiß nicht. Außerdem sind sie mir gar nicht mehr so wichtig wenn ich ehrlich sein soll.«

»Auf einmal?« Der Reporter wunderte sich.

»Ja, denn ich muß immer wieder an Eric denken.« Johnny blieb stehen.

»Weißt du eigentlich, welches Gefühl ich habe, Dad? Kannst du dir das vorstellen?«

»Ich denke schon, aber sag es selbst.«

Er ging weiter, schluckte dabei und spürte, daß Tränen in seine Augen stiegen. Johnny ärgerte sich selbst darüber, doch er konnte einfach nicht über seinen eigenen Schatten springen. »Ich habe das Gefühl, Dad, als wäre er nicht mehr am Leben.«

Der Reporter schwieg, und er hatte dafür einen Grund, weil er ähnlich dachte, aber das wollte er vor seinem Sohn nicht zugeben…

***

Judy Ganter gehörte zu den Mädchen, die eines besonders gern in ihrem Leben taten.

Telefonieren!

Aber nicht nur das. Sie mußte reden, doch eine gewisse Umgebung brauchte sie schon. Sie haßte die Stille, auch wenn sie die Stimme des anderen Teilnehmers oder der anderen Teilnehmerin hörte. Das war ihr einfach zu wenig, deshalb war sie immer erpicht darauf, eine Geräuschquelle in ihrer Umgebung zu haben. Dazu eignete sich die Glotze bestens und auch ein Programm, über das sie dann mit der Freundin oder dem Freund diskutieren konnte.

Diesmal war es ihre Freundin Nina, die denselben Sender eingestellt hatte wie Judy. Es waren Musik-Videos, die über die Mattscheibe flimmerten. Gut gemacht, perfekt gedreht, toll gestylt, da stimmte alles, nur hatten die beiden Kichererbsen an vielem etwas auszusetzen.

Bei dem einen Sänger paßte ihnen die Nase nicht, bei anderen die Kleidung, beim dritten die Stimme, beim vierten die Farbe der Augen. So konnten sie wunderbar über die Typen nörgeln, denn sie hörten ihnen ja nicht zu.

Nach einer Viertelstunde - sie waren soeben in Fahrt gekommen - fiel Judy ein, daß sie die Leitung ziemlich lange besetzt hielt. Ihre Eltern wollten noch aus der Schweiz anrufen, wahrscheinlich auch ihr Bruder, und deshalb versuchte sie, das Gespräch so rasch wie möglich zu beenden.

»Aber du rufst wieder an?« fragte Ginny.

»Klar. Wann gehst du denn schlafen?«

»Später.«

»Ich auch.«

»Du wartest noch auf Eric.«

»Ja, und dabei habe ich ein komisches Gefühl, wenn ich ehrlich bin.«

»Wieso?«

Judy überlegte. »Das kann ich dir auch nicht sagen. Es ist einfach da. Liegt mir wie ein Druck im Magen. Johnnys Anruf hat schon komisch geklungen.«

»Wie ist Johnny denn?« fragte Ginny.

»Ganz nett!«

»Ist er groß?«

Judy verdrehte die Augen. Sie hatte keine Lust, sich länger mit der Beschreibung des jungen Conolly auf zu- halten. Sie wußte, daß Ginny große Jungen mochte, da sie selbst ziemlich groß war. Im Gegensatz zu Judy, denn die war eher klein, dunkelhaarig, hatte ein schmales Gesicht, aber einen drallen Po und wurde von vielen als niedlich angesehen.

Früher war sie von ihren Eltern immer als Püppi bezeichnet worden. Das hatte sie oft genug geärgert, und ihr Bruder redete sie auch heute noch oft so an.

»Weiß ich nicht genau.«

»Tu doch nicht so!« beschwerte sich Ginny. »Du gönnst mir nur nichts.«

»Aber ich gönne mir was.«

»Was denn?« Ginny war neugierig. Sie wollte immer etwas Neues erfahren, und das gelang auch. Es war zwar nicht in ihrem Sinne, aber Judy ließ sich nicht davon abhalten.

»Ich muß jetzt auflegen, sonst sind meine Eltern sauer, wenn dauernd besetzt ist. Außerdem wollte Eric noch anrufen. Er ist unterwegs.«

»Wo wollte er denn hin?«

Judy lief rot an. Da war sie wieder, die Neugierde ihrer Freundin. »In die Themse, Eisschollen killen.«

Ginny kicherte. Wahrscheinlich lachte sie noch, als Judy längst aufgelegt hatte. Eine schmale Hand legte das Telefon auf den Tisch zurück. Dann griff Judy zur Fernbedienung und regulierte die Lautstärke. Die Gruppe die im Moment spielte war einfach nicht zu ertragen. Die brachte weder Rock noch Techno rüber, da war einfach

nur ein Sammelsurium aus Tönen und Geschrei.

Die Glotze ließ Judy an, als sie sich aus der weichen Kissenlandschaft erhob und quer durch den großen Wohnraum auf die offenstehende Tür zuschritt. Sie landete in der Diele, die ihre Eltern mit Stilmöbeln eingerichtet hatten. Judy mochte sie nicht. Sie würde sich eher Apfelsinenkisten als solch einen Kram in die eigene Bude stellen. Aber das war Sache ihrer Eltern.

Die Tür zur Küche war nur angelehnt. Sie drückte sie auf. Das Licht brauchte Judy nicht einzuschalten. Wenn sie allein war ließ sie es immer brennen, auch in den oberen Räumen, wo sich die Schlafzimmer befanden, das Bad und die Dusche für die Kinder. Sie lag zwischen den beiden Zimmern.

Judy zog die Kühlschranktür auf. Eigentlich hatte sie ja Hunger. Sie schaute in die Fächer, entdeckte noch eine Pizza und überlegte, ob sie sie in die Mikrowelle schieben sollte.

Nein, sie hatte keinen Bock. Lieber wollte sie was trinken.

Aus der großen Flasche goß sie Wasser in ein Glas und veredelte es mit einem Schluck Weißwein. Den Apfel und das Glas nahm sie mit. Judy schlenderte aus der Küche.

Ein Geräusch war ihr dabei aufgefallen.

Nicht im Haus, sondern draußen. Zuerst kam sie damit nicht zurecht, lauschte aber weiter und stellte fest, daß dieses Geräusch von einem Wagen stammte, der mit laufendem Motor vor dem Haus stand.

Besuch?

Als Judy daran dachte, spürte sie ein Frösteln. Wer kam denn um diese Zeit noch? Höchstens ihr Bruder, aber der fuhr ja ein Motorrad.

Es kostete sie schon Überwindung, bis nahe an die Haustür heranzutreten. In der oberen Hälfte befand sich eine kleine Scheibe, durch die man hinausschauen konnte.

Da Judy ziemlich klein war, mußte sie sich schon recken, um durch die Scheibe blicken zu können.

Jemand huschte weg!

Das hatte sie genau erkannt, und sie wußte auch, daß es ein Mann gewesen war. Einer, der zur Haustür gelaufen war, dort irgend etwas getan hatte und nun nicht mehr zu sehen war.

Dafür bekam sie mit, wie der Wagen gestartet wurde und dann ziemlich schnell losfuhr.

Judy blieb vor der Tür stehen. Sie überlegte, was sie jetzt machen sollte.

Rausgehen, nachschauen? Das wäre am vernünftigsten gewesen, aber sie dachte auch darüber nach, was diese Person wohl vor dem Haus gewollt hatte.

Manchmal wurden irgendwelche Reklameblätter auf die Matte gelegt.

Nur kamen diese Boten meistens mit dem Rad und waren noch nicht erwachsen.

Hier stimmte etwas nicht.

Noch immer hielt sie das Glas mit der Schorle in der Hand, und jetzt trank sie einen Schluck, weil sie das rauhe Gefühl aus ihrer Kehle wegbekommen wollte. So ganz schaffte sie es nicht, es blieb sogar ein Kloß zurück. Wie vor bestimmten Klassenarbeiten. Judy ging noch zur Schule. Sie hatte sogar eine Ehrenrunde gedreht und machte das letzte Jahr zweimal.

Nicht daß sie sich allein im Haus gefürchtet hätte, das hätte sie niemals zugegeben, doch ein komisches Gefühl ließ sich nie unterdrücken. Und dieses Gefühl hatte sich jetzt gesteigert. Es war zu einer bohrenden Angst geworden, die sich wie ein langer Nagel in ihr Innerstes geschoben hatte.

Gleichzeitig schalt sich Judy eine Närrin, daß sie so dumm reagierte.

Das Erscheinen des Mannes konnte ganz normale Gründe gehabt haben. Vielleicht hatte jemand ein bestimmtes Haus mit einem bestimmten Bewohner gesucht und ihn hier nicht gefunden.

Harmlos. Alles harmlos, sagte sie sich.

Aber Judy wollte daran nicht mehr glauben. Plötzlich fiel ihr Johnnys Anruf ein. Der junge Conolly hatte sich schon mit einer seltsam klingenden Stimme nach Eric erkundigt. Wenn sie näher darüber nachdachte, gestand Judy sich ein, daß ihr dieser Anruf überhaupt nicht gefallen konnte. Da war irgend etwas nicht richtig gelaufen zwischen den beiden, das merkte sie nun.

Aber was hatte da nicht gestimmt? Hing es tatsächlich mit dem seltsamen Besucher zusammen?

Auf einer Kommode stellte sie das Glas ab. Dann ging sie wieder zur Tür, die nicht abgeschlossen war.

Judy schaute die Klinke für einen Moment an, als wäre sie etwas Fremdes.

Im nächsten Augenblick hatte sie sich überwunden, öffnete die Tür sehr weit, so daß sie nach draußen schauen konnte und gleichzeitig auch über die dreistufige Treppe hinweg in den kleinen Vorgarten. Zu dieser Jahreszeit sah er aus wie ein Gemälde aus Eis. Da bewegte sich nichts mehr, es war alles zugefroren.

Nichts zu sehen…

Also doch harmlos, dachte Judy. Sie wollte sich wieder zurückziehen.

Dabei senkte sie den Blick, und jetzt schaute sie direkt auf die drei Stufen.

Dort lag etwas.

Ein Schatten?

Nein, das war kein Schatten, sondern ein Mensch. Sein Kopf lag auf der obersten Stufenkante.

Judy schaltete nicht das Außenlicht ein. Es reichte die Helligkeit aus, die aus der Diele floß, um das Grauen für sie überdeutlich erkennbar zu machen.

Da lag nicht irgendein Mensch vor ihren Füßen. Es war ihr Bruder, dessen Gesicht zahlreiche Wunden zeigte, als hätte man in die Haut hineingeschnitten oder gebissen.

Nur war das nicht alles.

Erics Mund stand weit offen. Ebenso waren die Augen nur noch kalte Kugeln. Aber er konnte weder sehen noch schreien. Er war tot. Und aus seinem Mund ragte der Kopf einer Schlange, deren Leib tief in Erics Rachen verschwand.

Sie sah es. Sie begriff es. Und sie fing an zu schreien, als wollte sie nie mehr damit aufhören…

***

Sheila Conolly hatte ihre beiden »Männer« schon gesehen. Vielmehr die Scheinwerfer des Wagens, als sie mit dem Porsche die Auffahrt hochgefahren waren. Sie war deshalb zur Tür gegangen und hatte sie geöffnet. Etwas frierend wartete sie auf Mann und Sohn, die ihr einen ziemlich betretenen Eindruck machten, als sie näher kamen.

Trotzdem war sie froh, die beiden zu sehen. Besonders Johnny, der mal wieder in ein Wespennest gefaßt zu haben schien.

»Hi«, sagte Bill.

»Was war?«

»Laß uns erst mal reinkommen.«

»Okay.«

Johnny und Bill betraten das Haus. Sie zogen ihre Jacken aus, hängten sie auf, und Bill blickte etwas betreten zur Seite, als er sich vom Spiegel wegdrehte. Er nahm Kurs auf das Wohnzimmer gefolgt von Johnny und seiner Frau.

»Was hast du denn, Bill?«

Er drehte sich um. »Wir haben Eric Ganter nicht gefunden.«

»Ach.«

»Er war weg, Mummy.«

Sheila wußte nicht, was sie sagen sollte. Um ihre Verlegenheit zu überbrücken, stemmte sie die Hände in die Hüften. »Und was bedeutet das genau?« fragte sie.

Bill hob die Schultern. »Wenn ich das wüßte.«

»Ich hole mir mal was zu trinken«, sagte Johnny und verschwand aus dem Zimmer.

»Es sieht nicht gut aus, wie?«

Bill runzelte die Stirn. »Ich weiß nicht, was ich dazu sagen soll, Sheila.«

Er legte eine kurze Pause ein und schaute dabei auf seine Hände. »Ich

jedenfalls glaube unserem Sohn.«

»Das hört sich an, als hätte jemand anderer ihm keinen Glauben geschenkt.«

»So ähnlich.« Bill berichtete von den Schwierigkeiten, die Sergeant Latow gehabt hatte.

»Quatsch«, erklärte Sheila danach rigoros. »Johnny wird recht gehabt haben.«

»Das denke ich auch.«

»Und man hat auch auf ihn geschossen.«

Bill nickte. »Nur sind diejenigen verschwunden. Wir haben keinen einzigen dieser Tierfänger gesehen, und das gibt mir zu denken. Irgendwo hat der Sergeant auch recht. Das waren nicht nur normale Tierfänger. Zwar haben sie sich die Katzen und Hunde von der Straße geholt, aber bestimmt nicht, um sie an einen Konzern zu verkaufen, der täglich Nachschub für Tierversuche benötigt. Da muß etwas anderes dahinterstecken.«

»Einverstanden«, sagte Sheila. »Aber was steckt dahinter?«

Bill hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Ich weiß von nichts, aber ich habe Johnny zugehört.« Er drehte sich so daß er Sheila anschauen konnte. »Er hat uns doch von dieser Frau berichtet, die sich mit zwei Schlangen geschmückt hat.«

»Sicher. Aber nur kurz.«

»Ja, dir, ich habe…«

Sheila unterbrach ihn. »Jetzt glaubst du, daß sie der Grund allen Übels ist. Habe ich recht?«

Der Reporter erwiderte nichts. Er stand auf, ging zur Bar und entschied sich für einen guten schottischen Whisky. Er bot Sheila auch einen an, aber sie lehnte ab.

Mit dem Glas in der Hand ging er auf seine Frau zu und blieb vor ihr stehen.

Bill schaute sie zwar an, aber er blickte zugleich hindurch, weil er sich mit seinen Gedanken ganz woanders befand. »Eine Frau, die sich mit Schlangen schmückt, Sheila. Sag ehrlich, was hältst du davon?«

»Nicht viel.«

Bill trank. Als er das Glas absetzte, grinste er schief. »Ist das alles?«

»Nein, aber ich weiß, daß es Menschen gibt, die sich mit Schlangen umgeben. Sie halten diese Tiere in ihrer Wohnung. Sie fühlen sich gut, wenn sie die Schlangen beobachten können, und einige von ihnen sind ja auch so harmlos, daß man sie mit gutem Gewissen aus ihren Terrarien für eine Weile befreien kann.«

»Ja, das ist wahr.«

»So wird es mit dieser fremden Frau auch gewesen sein.«

Bill zwinkerte ihr zu. »Ist das wirklich deine Meinung?«

»Nein, ich hoffe es nur.«

»Und was denkst du tatsächlich?«

»Daß es ein Fall für unseren Freund John Sinclair werden könnte. Oder schon längst ist. Hast du bereits mit ihm gesprochen?«

»Habe ich nicht«, gab Bill zu. »Aber ich glaube auch, daß es in diese Richtung geht. Sorgen bereitet mir nur Eric Ganter. Ich frage mich, was sie mit ihm gemacht oder was sie ihm angetan haben.«

Sheila sah aus, als wollte sie nicht antworten, weil sie sich vor bestimmten Dingen fürchtete. Deshalb kleidete sie ihre Worte in eine Frage.

»Weißt du, wie sich deine Bemerkung gerade angehört hat?«

»Ich kann es mir denken.«

»Es hörte sich an, als wolltest du fragen, ob der Junge schon tot ist.«

»Das kann schon sein.«

Sheila schaute zu Boden. Im Hals spürte sie einen dicken Kloß. Auch merkte sie, wie ihr allmählich schwindlig wurde. Es war einfach schlimm, sich vorzustellen, daß Eric, der im gleichen Alter war wie John, nicht mehr leben sollte. So etwas ging ihr gegen den Strich. So grausam durfte das Leben nicht sein. Auf der anderen Seite wußten gerade sie und ihr Mann, wie grausam und hart das Leben sein konnte. Daß diesmal ein günstiger Griff des Schicksals Johnny davor bewahrt hatte, in der gleiche Fahrwasser zu gleiten wie sein Freund Eric.

»Wir werden gleich bei den Ganters anrufen. Es kann ja durchaus sein, daß er schon zu Hause ist.«

»Du glaubst daran, Bill?«

»Ich würde es gern.«

»Eben.«

Der Reporter drehte sich von seiner Frau weg und schaute zur Tür. Er wollte Sheila gerade vorschlagen, Johnny in die Unterhaltung mit einzubeziehen, als die Tür geöffnet wurde. Ihr Sohn betrat das Wohnzimmer.

Beide sahen, daß mit ihm etwas nicht stimmte. Johnny machte keinen unbedingt ängstlichen Eindruck, aber er sah schon ein wenig verstört aus. Er schaute seine Eltern auch nicht an, sondern konzentrierte sich mehr auf das große Fenster, vor dem kein Rolle hing. Der Blick in den winterlichen mit Schnee bedeckten Garten war frei. Da einige Lampen ihr Licht abstrahlten, lag das Gelände auch nicht in völliger Dunkelheit.

Johnny blieb stehen, daß er seine Eltern ansehen und auch das Fenster im Blick halten konnte.

»Was hast du denn?« fragte Sheila. »Du bist so anders…«

»Es ist etwas passiert, glaube ich.«

»Und was?«

Johnny schaute nach draußen. Dabei knetete er seine Hände,

während er sagte: »Jemand war da. Jemand war in unserer Nähe. Hier an unserem Haus.«

»Hast du ihn gesehen?«

»Klar, Mum.«

»Und?« wollte Bill wissen. »Wer ist es gewesen?«

Der Junge schluckte, dann sagte er leise, aber trotzdem deutlich: »Es war die Schlangenfrau…«

***

Keiner sagte etwas. Keiner drehte durch. Niemand sprang auf. Die beiden Conollys blieben sitzen, und auch ihr Sohn rührte sich nicht von der Stelle.

Dem Jungen gefiel das Schweigen nicht, deshalb fragte er auch: »Habt ihr gehört?«

»Ja, das haben wir«, sagte seine Mutter.

»Und du hast dich auch nicht getäuscht?« fragte Bill.

»Nein, Dad, das habe ich nicht.«

»Wo hast du sie denn gesehen?« Als er das fragte, stand er auf.

»Bei mir. An meinem Zimmerfenster. Ich sah einen Schatten aufsteigen, dann tauchte für einen Moment das Gesicht hinter der Scheibe auf.«

»Du hast sie erkannt?«

»Ja, Mum.«

»Aber woher sollte diese Person denn wissen, wer du bist und wo du wohnst, Johnny?«

»Das ist einfach. Sie haben doch Eric. Wahrscheinlich hat er ausgepackt oder auspacken müssen. Ich kann mir vorstellen, daß sie ihn dazu gezwungen haben.«

Sheila schüttelte den Kopf. »O Gott, einen Jungen!«

»Wir sind keine Kinder mehr«, erklärte Johnny.

Sein Vater stand inzwischen neben ihm. »Sollen wir gehen?«

»Ja, in dein Zimmer.«

»Aber seid vorsichtig!« rief ihnen Sheila hinterher.

»Sind wir, Mum keine Sorge.«

Bill ging nicht auf dem direkten Weg zum Zimmer seines Sohnes. Aus dem Arbeitszimmer holte er die Beretta und steckte sie sicherheitshalber in den Hosenbund. »Kein Licht«, sagte er, als Johnny die Tür aufdrückte.

»Wir können so besser sehen.«

Beide schlichen in den Raum. Es war alles normal, auch die Dunkelheit war nichts Unnormales, aber das Wissen, das jemand draußen lauerte und nur darauf wartete, auf irgendeine Art und Weise ins Haus zu gelangen, machte die beiden schon kribbelig. Sie behielten das Fenster im Blick, hinter dem sich nichts bewegte, aber

das hatte nichts zu sagen.

Aus Sicherheitsgründen näherten sie sich dem Fenster von der Seite her. Bill von rechts, Johnny von der linken Seite.

Das Fenster lag der Tür direkt gegenüber. Unter der Bank stand ein schmales Regal, in dem Johnny seine Schulhefte gestapelt hatte. Dicht vor der Scheibe blieb er stehen und schaute nach draußen. Sein Blick glitt an der Hausecke vorbei. Da hinten lag der Garten, der auch im Wohnraum übersehen werden konnte.

Der Schnee lag wie weiße Pappe auf dem Boden und hatte sich auch auf den Nadelbäumen verteilt, wo er zu einer Schicht festgefroren war.

Zu sehen war nichts Ungewöhnliches. Niemand hielt sich auf den freien Flächen auf, was nicht viel zu bedeuten hatte, denn im Garten gab es genügend Verstecke.

»Ich habe sie aber gesehen, Dad«, flüsterte Johnny.

»Das glaube ich dir gern, mein Junge. Nur wird sie auch dich entdeckt haben, und sie weiß jetzt, daß es unentschieden steht. Wir müssen damit rechnen, daß sie raffinierter vorgeht. Daran kommen wir nicht vorbei.«

»Dann glaubst du, daß sich diese Frau noch in der Nähe aufhält?«

»Bestimmt!«

Der Junge ballte die Hände zu Fäusten. »Wenn du sie siehst, wirst du sie hassen! Sie ist furchtbar. Sie ist schrecklich. Die ist so kalt und gnadenlos. Ich kann mir nicht vorstellen, daß sie einen Funken Wärme abgibt.«

»Das kennen wir ja von anderen Personen.«

Johnny schwieg. Er wußte, daß sein Vater ihn dabei indirekt an die Vergangenheit erinnert hatte, in der die Familie Conolly schon so einiges hatte erleben müssen. Es hatte nicht nur die Freundschaft zu John Sinclair dazu beigetragen, auch Bill war ein Mensch, der seine Nase immer wieder in fremde Dinge hineinsteckte, was gewissen Gruppen nicht gefiel. So hatte sich der Reporter nicht bei allen beliebt gemacht.

Bill streckte seinen Arm aus und zog den Vorhang vor die Scheibe. Das wiederum wunderte Johnny. »Ist das alles, Dad, was du tun willst?«

»Nein, mein Junge. Sollte diese Schlangenfrau nicht in der Lage sein zu fliegen, und davon können wir ja ausgehen, dann wird sie Spuren hinterlassen haben, und nach denen möchte ich suchen.«

»Ich auch.«

Bill, der das Zimmer bereits verlassen hatte, drehte den Kopf. »Ich weiß nicht, ob das deiner Mutter gefallen wird.«

»Aber ich habe sie gesehen. Ich muß doch damit zurechtkommen, und um mich geht es.«

»Dann bleib wenigstens an meiner Seite.«

Als die beiden ihre dicken Jacken überstreiften, erschien Sheila im offenen Durchgang zum Wohnzimmer. Glücklich sah sie nicht gerade aus.

»Ihr wollt draußen suchen?«

»Nach Spuren«, erklärte Bill.

»Dann habt ihr sie nicht gefunden.«

»So ist es, Sheila.«

»Und ich habe mir diese Frau nicht eingebildet, Mum!« erklärte Johnny.

»Die war hier.«

»Ich weiß es. Nur - mußt du mitgehen?«

»Vier Augen sehen mehr als zwei.«

Sheila verzog den Mund. »Das hätte mir auch dein Patenonkel John Sinclair sagen können. Allmählich befürchte ich, daß du in seine Fußstapfen treten willst.«

»Wäre nicht schlecht.«

»Hüte dich!«

Bill hatte bereits die Haustür geöffnet. Die Kälte drang in den Flur. Sie war wie ein eisiges Tier, das vor der Tür gelauert hatte und endlich durch die Öffnung konnte, um die Wärme zu fressen.

Den Schlüssel hatte Bill eingesteckt. Er schob sich zuerst ins Freie, dicht gefolgt von seinem Sohn. Bill mußte daran denken, was dieses Haus und natürlich dessen Bewohner schon alles erlebt hatten. Es war nicht immer friedlich zugegangen. Manchmal waren sie sich vorgekommen wie in einem Schützengraben, umzingelt von gefährlichen Feinden, die nur auf einen Fehler warteten.

Der Vorgarten war ziemlich groß. Durch ihn führte vom Tor her die Zufahrt zum Haus.

Natürlich war das Gelände nicht nur flach. Buschgruppen, Niederholz, Blumenbeete, Rasen, das alles verteilte sich nach einem von Sheila genau ausgesuchten Muster und war in den warmen Monaten wirklich prächtig anzusehen. Doch der Winter war die Jahreszeit, die vieles gleich machte.

»Sollen wir bis zum Tor gehen, Dad?«

»Nein, das hat wohl keinen Sinn. Mich interessieren nur die Spuren. Sie kann nicht fliegen. Sie muß einfach über den Schnee gegangen sein, von dem hier genug herumliegt.«

»Das ist wahr.«

Deshalb suchten die beiden nur die Schneeflächen im Vorgarten ab. Da alle außen angebrachten Beleuchtungskörper eingeschaltet waren, benötigten sie keine zusätzlichen Taschenlampen. Der gelbe Lichtschein verteilte sich auf den fast jungfräulich wirkenden Schnee. Dessen Oberfläche wiederum zeigte durch den harten Frost eine

Schicht aus Eis, deren Kristalle wie Diamanten glitzerten.

Bill hatte kaum mitbekommen, daß sich sein Sohn von ihm entfernt hatte. Er wurde erst durch Johnnys Ruf aufmerksam. Er drehte sich und sah den Junior nahe der Garage stehen, zu Boden schauen, dabei aber heftig winkend.

Das konnte nur eines bedeuten: Johnny hatte Glück gehabt und die ersten Spuren gefunden.

So rasch wie möglich eilte Bill hin. Er sah, daß der rechte Zeigefinger des Jungen mehrmals dem Boden entgegenzuckte. »Da sind die Abdrücke, Dad, genau da.«

Um besser sehen zu können, ging Bill in die Hocke und schaute sich die Spuren genauer an. Das waren, nicht die Abdrücke irgendwelcher Tiere, diese Form ließ auf Schuhe schließen, wobei nicht zu erkennen war, ob sie einer Frau oder einem Mann gehörten. In diesem Fall tippte Bill auf eine Frau.

»Und es ist nicht der einzige Abdruck, Dad«, flüsterte Johnny. Er deutete nach vorn. »Da gibt es noch andere. An der nächsten Lampe kannst du sie besser sehen.«

Bill brauchte nichts zu sagen, denn sein Sohn hatte recht. Auch er sah die Spuren und verfolgte sie so gut wie möglich. Natürlich dachte er daran, wo sie wohl enden könnten. Sicherlich im Garten, denn dort war die Frau erschienen, direkt am Fenster zu Johnnys Zimmer.

Was wollte diese extreme Person?

Während Bill und sein Sohn die Spuren verfolgten, dachte er darüber nach. Einen Zeugen aus der Welt schaffen? Das konnte natürlich sein, aber die Rechnung war nicht so simpel, denn es gab nicht nur den Jungen als Zeugen, sondern auch seine Eltern. Die Person mußte davon ausgegangen sein, daß der Junge Bericht erstattet hatte.

Wenn das stimmte, waren auch Sheila und Bill in Gefahr. Als Bill sich damit beschäftigte, mußte er lächeln. Es war ein bitteres Verziehen der Mundwinkel, denn er dachte daran, daß sie schon mehr als einmal in diesem Haus von einer Gefahr umstellt worden waren. Daran konnte man sich sogar im Laufe der Zeit gewöhnen.

Leider wußte der Reporter zuwenig von der Frau. Er kannte nicht mal ihren Namen, geschweige denn ihre »Qualitäten«. Nur mußte er sie als gefährlich einstufen. Möglicherweise auch menschenverachtend, brutal und rücksichtslos.

In einigen Religionen war die Schlange zum Zeichen des Bösen geworden.

Nicht in allen, das wußte Bill auch, denn er kannte sich ein wenig aus. So gab es durchaus Gruppen, denen eine Schlangenverehrung nachgesagt worden war. Obwohl er diese fremde und ungewöhnliche Person noch nie zuvor in seinem Leben gesehen hatte, konnte er sich durchaus vorstellen, daß sie zu dieser Gruppe zählte.

Johnny hatte sogar den Vergleich mit einem Mannequin gewählt, das über den Laufsteg schritt. Für ihn sahen einige dieser Frauen ebenfalls arg unterkühlt aus.

Vater und Sohn schlichen durch den eigenen Garten wie zwei Diebe, denn so vorsichtig verhielten sie sich, und sie schauten sich auch immer wieder um. Sie bewegten sich, sonst nichts. Die Schlangenfrau blieb verschwunden.

Die Abdrücke blieben. Fliegen konnte die Person also nicht. Ihr Gewicht hatte die Spuren im Schnee hinterlassen, mal starr und genau abgebildet, dann wieder schwächer, als wäre sie an bestimmten Stellen gerutscht.

Außerdem waren die Spuren nicht nur im Vorgarten vorhanden, sondern auch in dem normalen, und dort bewegten sie sich jenseits der Büsche genau auf das Fenster von Johnnys Zimmer zu.

»Jetzt kannst du sehen, Dad«, flüsterte der Junge, »daß ich mich nicht geirrt habe.«

Bill lachte leise. »Ich habe dir auch so geglaubt, da brauchst du dir wirklich keine Sorgen zu machen.«

»Was machen wir denn jetzt?«

Bill war neben einem Abdruck stehengeblieben, der sich bereits nahe des Hauses abmalte. »Nichts weiter, Johnny. Wir können nichts tun. Wir müssen darauf warten, daß sie sich zeigt.«

Johnny schaute seinen Vater an. »Dann glaubst du noch, daß sich die Frau hier in der Nähe aufhält?«

»Selbstverständlich.«

»Und weiter?«

»Nicht nur du bist in Gefahr, Johnny, sie wird sich auch auf uns konzentrieren wollen.«

Johnny raufte sich zwar nicht die Haare, aber wohl war ihm nicht dabei.. Er machte sich natürlich seine Gedanken. Die Vorwürfe stiegen automatisch in ihm hoch. Er hätte nicht mit seinem Freund gehen sollen, dann wäre alles nicht passiert.

Das ließ sich jetzt aber nicht mehr ändern. Er mußte achtgeben daß er sich wehren konnte, wenn sie erschien.

»Sie ist an dein Fenster herangetreten, wo du sie gesehen hast, Johnny.«

»Stimmt.«

»Dann müßte doch anhand der Spuren herauszufinden sein wohin sie sich gewandt hat.«

»Das denke ich auch. Aber…« Johnny schaute sich um, doch er schwieg.

Dafür schaute sich Bill in der Nähe um. Er wartete darauf, die Spuren zu entdecken, die diese Frau beim Weggehen hinterlassen hatte, doch er sah diesmal nichts. Sie schien weggeflogen zu sein, einfach in die

Luft gestiegen und ab.

Natürlich waren in der Nacht nicht alle Stellen im Garten beleuchtet. Es gab genügend dunkle Flecken, die auch als Versteck dienen konnten.

Die wollte sich der Reporter allein anschauen und Johnny zuvor wegschicken.

Seine Hand lag bereits auf dem Griff der Waffe, um sie hervorzuziehen, als hinter der Scheibe der Schatten einer Frau auftauchte.

»Das ist ja Mum!« rief Johnny.

Sheila hatte das Zimmer bereits durcheilt und riß das Fenster mit einer heftigen Bewegung auf. Sie gab erst gar keine Erklärung ab, wollte auch keine Fragen hören, aber ihr Gesicht sprach Bände. »Bill, du sollst sofort ans Telefon kommen. Mein Gott…«

»Was ist denn los?«

»Ein Anruf - Judy Ganter. Sie - sie, Eric - er liegt tot vor ihrer Haustür…«

***

Ich schaute auf das zerschnittene Gesicht und auf den Schlangenkopf, der aus dem offenen Mund ragte und dabei sehr stark festgeklemmt war.

Das makabre und grausame Bild prägte sich mir deshalb ein, weil nichts, aber auch gar nichts zu übersehen war, denn die beiden Strahlen der Scheinwerfer waren gnadenlos. Unsere Kollegen von der Mordkommission hatten sie aufgebaut.

»Wer tut so etwas?« fragte Suko, der mich auf diesem abendlichen Einsatz begleitet hatte.

»Ich habe keine Ahnung. Aber es ist ein Fall für uns.«

Da widersprach mein Freund nicht. Ein anderer Freund hatte mich alarmiert.

Es war Bill Conolly gewesen. Während seines Anrufes hatte er nur Stichworte durchgeben können, aber Suko hatte ihn auf der Fahrt zurückgerufen, und so waren wir schon einigermaßen informiert worden und wußten vom Ausflug des Toten, den er zusammen mit Johnny unternommen hatte. Und wir waren auch über den Besuch dieser Schlangenfrau bei den Conollys informiert.

Das Haus der Ganters lag nur einige Ecken von dem der Conollys entfernt. Der tote Junge war mit Johnny in eine Schulklasse gegangen.

Im Haus hatte sich nur die Schwester aufgehalten, die Eltern machten Urlaub in der Schweiz.

Von Judy selbst würden wir zunächst nichts erfahren können. Der zuständige Arzt hatte ihr eine Beruhigungsspritze gegeben, und mit der Obduktion des Toten war noch nicht begonnen worden. So

wußten wir nicht mal, wie Eric ums Leben gekommen war.

Er hätte durch einen Biß getötet, aber auch erstickt sein können. Das alles lag im Bereich des Möglichen.

Wir hatten uns die auf der Treppe liegende Leiche angeschaut. Den wenigen Spuren nach zu urteilen, war Eric Ganter hier abgelegt worden.

Aus eigener Kraft hatte er die Strecke nicht geschafft.

Um die Arbeit der Mordkommission nicht zu behindern, gingen wir ins Haus. Die Männer mit den glatten, emotionslosen Gesichtern und den oft müden Augen machten sich an die Arbeit. Ihr Chef hieß Frank Dean. Er war in London so etwas wie ein Greenhorn. Man hatte ihn aus Sheffield hierher versetzt. Auf eigenen Wunsch, wie er uns gesagt hatte, weil seine zukünftige Frau aus London stammte und gern hier wohnen bleiben wollte. Obwohl er nur kurze Zeit in dieser Stadt war, hatte er von uns gehört. Wir trafen jetzt zum erstenmal zusammen, und er wußte nicht so recht, wie er uns behandeln sollte.

Vom Äußeren her konnte man ihn als schneidig bezeichnen. Er machte den Eindruck eines Mannes, der alles mit einem militärischen Drill durchführte.

Bei ihm war alles exakt. Das fing bei einem konservativen Haarschnitt an. Das kurze Haar lag wohlgescheitelt auf dem Kopf, und auch die Kleidung wirkte sehr adrett. Da war es schon eine Ausnahme, daß er seinen Wintermantel nicht geschlossen hatte. Darunter trug er einen dunklen Anzug, ein weißes Hemd und eine gemusterte Krawatte.

Das etwas blasse Gesicht verzog sich zu einem Lächeln, als er uns ansprach. »Wenn ich sage, daß ich vor einem Rätsel stehe, dann bin ich ehrlich zu Ihnen.«

»Ein Vorteil«, erklärte Suko, »denn wir sind es auch im Moment. Wir müssen noch passen.«

»Sehr schön.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, nicht wie ich es sagte. Ich bin nur froh, daß Sie hier nicht erschienen sind und schon nach drei Minuten den Täter präsentieren.«

Suko wunderte sich. »Wie kommen sie denn auf eine derartige Idee, Mr. Dean?«

»Man hört ja einiges.«

»Über uns?«

»In gewisser Weise schon.«

»Vergessen Sie alles, und vergessen Sie auch Ihre Vorurteile, die Sie uns gegenüber möglicherweise gepflegt haben. Wir sind erstens nicht das und zweitens nicht dies. Das können wir Ihnen versichern. Aber uns geht es auch um die Zeugin. Was ist mit Judy Ganter? Schläft sie, oder können wir mit ihr sprechen?«

»Sie schläft nicht« murmelte Frank Dean, »aber die Spritze hat sie

ziemlich lethargisch gemacht. Es steht noch nicht fest, was wir mit ihr machen sollen. Wir können sie auf keinen Fall in diesem Zustand im Haus zurücklassen. Außerdem müssen wir die Ganters informieren. Sie sind in der Schweiz und wissen nicht, was hier passiert ist.«

»Das können Sie später noch erledigen«, sagte ich. »Für uns ist das Gespräch mit Judy wichtig.«

»Dann kommen Sie mit.«

Wir hatten im Bereich des Eingangs gestanden. Nun aber führte uns der Weg in das Innere des Hauses, und ich wunderte mich darüber, wie jemand den Eingangsbereich nur mit derartigen Möbeln ausstaffieren konnte. Sie stammten aus einer anderen Zeit, sie waren düster, mochten auch wertvoll sein, aber sie waren auf keinen Fall mein Geschmack.

Frank Dean ging vor. Natürlich schneidig wie ein Offizier vor seiner Truppe.

Das Zimmer, in dem Judy Ganter untergebracht war, betraten wir, ohne zuvor angeklopft zu haben. Wir ließen auch die Deckenlampe dunkel, denn die Stehlampe gab genügend Helligkeit ab.

Judy Ganter lag auf der Liege und kriegte von ihrer Umgebung nichts mit. Wir hörten nur ihren leisen Atem. Sie machte auf uns den Eindruck einer Schlafenden.

Das Mädchen erschrak nicht, als sie uns bemerkte. Es blieb auf dem Rücken liegen, drückte nur den Kopf ein wenig nach links.

Ich stellte eine Frage, bei der ich mir selbst dumm vorkam, aber es gab nun mal diese Floskel, und irgendwo war sie dann auch nicht verkehrt.

»Wie geht es Ihnen?«

»Weiß nicht.«

»Können Sie über das reden, was Sie gesehen haben?«

»Ich will es versuchen.« Ihre Worte drangen sehr langsam, leise und auch träge über die blassen Lippen. Viele Fragen wollten wir sowieso nicht stellen. Wir waren lange genug im Geschäft, um unsere Grenzen zu kennen, das machten auch Suko und Frank Dean klar, als sie vom Bett zurücktraten und ich als einziger blieb. So hatte die junge Frau nicht mehr den Eindruck, massiv körperlich bedrängt zu werden.

Sie ergriff die Initiative und fragte: »Sie sind Polizist, nicht wahr?«

Ich nickte und stellte mich namentlich vor.

»Ich kann Ihnen nicht viel sagen.«

»Vielleicht reicht es ja, Judy. Mich interessiert vor allen Dingen, ob Sie etwas gehört oder gesehen haben, was überhaupt nicht in diesen abendlichen Rahmen hineinpaßt.«

»Denken Sie an den Täter?«

»Zum Beispiel.«

Ihr Blick schien sich in weite Fernen zu verlieren, als sie ihre Antwort

gab. »Nein, eigentlich nicht. Ich, ich - habe nichts gesehen. Ich kenne den Mörder nicht.«

»Ihnen ist auch nichts aufgefallen?«

»Ja, schon, aber…«

»Was war esdenn?«

»Das ist schwer zu erklären«, flüsterte sie. »Es hat auch alles ganz harmlos sein können. Es ging nur darum, daß ich kurz bevor ich meinen Bruder fand von draußen her ein Geräusch hörte. Ein Wagen fuhr vor, hielt kurz und fuhr wieder los.«

»Haben Sie gesehen, was für ein Fahrzeug es war? Oder haben Sie sich vielleicht sogar das Kennzeichen notiert?«

»Nein. Erst später bin ich nach draußen gelaufen. Da fand ich ihn dann auf der Treppe.« Daß bei diesen Worten die Emotionen nicht hochstiegen, lag einzig und allein an dem verabreichten Medikament. Sonst wäre sie bestimmt ausgeflippt. Sie fing aber an zu weinen und erklärte schluchzend, daß sie zuerst bei den Conollys angerufen hätte, dann bei der Polizei. Als ich behutsam weiterfragte, bekamen wir zu hören, daß sich Judy vor Angst in einem großen Schrank im Eingangsbereich bis zum Eintreffen der Polizei versteckt gehalten hatte.

»Sie haben den Wagen zwar nicht gesehen, Judy, aber können Sie sich vorstellen, wer der oder die Fahrer gewesen sind?«

»Nein.«

»Sie hatten mit Ihrem Bruder indirekt zu tun. Er muß Ihnen aufgefallen sein, sonst wäre er nicht…«

»Das weiß ich alles, Mr. Sinclair, das ist mir alles klar. Nur weiß ich über ihn nicht viel.«

»Wie war das mit dem Tierschutz?« Ich spielte jetzt mein karges Wissen aus. »Hat er sich nicht in dieser Richtung hin engagiert? Oder irre ich mich da?«

»Eric war ein extremer Tierschützer. Er wollte alle Tiere befreien. Er hat die Menschen gehaßt, die sie einsperrten. Er sucht immer diejenigen Typen, die unterwegs sind, um unschuldige Katzen und Hunde einzufangen, und er ging dabei sehr intensiv vor.«

»Das haben die Tierfänger herausbekommen.«

»Müssen sie wohl, Mr. Sinclair.«

Ich nickte. »Aber Ihr Bruder hat mit Ihnen darüber nicht gesprochen oder?«

»Nein. Ich kenne keine Namen, wenn Sie das meinen. Es ist alles anders bei uns. Ich habe mich auch für die Sachen meines Bruders nicht interessiert. Aber das Jagen der Tierfänger war schon mehr als ein Hobby.«

»Aber Ihre Eltern wußten davon?«

»Sicher.«

»Wie standen sie zu der Aufgabe Ihres Bruders?«
»Sie hatten Angst.«
»Um ihn?«
»Ja.«
»Aber sie haben ihn nicht aktiv unterstützt?«
»Das taten sie nicht.«
»Noch einmal, Judy, auch wenn es weh tut: Ihr Bruder hat nichts über Namen gesagt?«
»Wirklich nicht«, flüsterte sie. »Außerdem bin ich jetzt müde. Ich möchte schlafen.«
»Das verstehe ich.« Ich strich über ihre schweißnasse Stirn. »Wir werden später noch miteinander reden.«
»Ist gut«, murmelte sie und war schon weg.
Ich drehte mich um. Der Kollege hatte den Raum verlassen, nur Suko wartete auf mich. Er hatte natürlich alles mitbekommen. Sein Gesicht zeigte einen nicht eben erfreuten Ausdruck. »Wenn ich ehrlich sein soll, sieht es nicht gut aus. Was haben wir denn?«
»Kaum Spuren.«
»Eben.«
»Aber es muß welche geben«, sagte ich. »Wo?«
»Wenn dieser Eric Ganter so aktiv war, dann setze ich auf zwei Felder. Zum einen schauen wir uns hier in seinem Zimmer um, zum anderen müssen wir unbedingt mit Johnny Conolly reden. Er war mit Eric zusammen. Auch ihm wollte man an den Kragen. Ich kann mir vorstellen, daß der junge Ganter ihn teilweise eingeweiht hat.«
»Dann ruf ihn an.«
»Das wollte ich gerade.« Ich telefonierte mit meinem kleinen Handy.
Bald hörte ich Sheilas Stimme. Ich erfuhr, daß bei den Conollys noch alles okay war, nur würde ich Bill nicht sprechen können. Er war auf dem Weg zu uns.
»Das ist im Moment auch nicht wichtig, Sheila. Es geht mir mehr um deinen Sohn. Er ist in diesem Fall die treibende Kraft, und ich möchte, daß er bei dir bleibt, damit ich mit ihm reden kann. Oder hat Bill ihn mitgenommen zu den Ganters?«
»Nein, Johnny ist hier.«
»Okay, dann bis gleich.« Als ich das Handy wegsteckte, kehrte Frank Dean zurück.
Er schaute sich kurz um, doch es hatte sich nichts verändert. Dann nickte er uns zu. »Sie wollen sicherlich das Zimmer des Ermordeten sehen.«
»Das wäre gut.«
»Wir müssen nach oben.« Hinter ihm stiefelte Suko und ich her. Das Haus war nicht groß. In der ersten Etage empfand ich es sogar als ziemlich eng. Die Türen zu den Zimmern standen offen.

So konnten wir in einen Schlafraum ebenso hineinschauen wie in ein Bad, eine Dusche und in das Zimmer von Eric Ganter.

»Hier, meine Herren, schauen Sie sich um.«

Auch wenn er selbst - aus welchen Gründen auch immer - keine Tiere hielt, so war doch zu erkennen, daß wir uns im Zimmer eines Menschen mit einem besonderen Hobby befanden. Von der Tapete sahen wir nicht viel, denn überall hingen Posters mit den oft sehr aggressiven Slogans, endlich die Tierversuche zu stoppen. Die Bilder zeigten oft schlimme Szenen. Gequälte Affen, zusammengepferchte Rinder in stickigen Waggons, wo sie sich verletzt hatten. Wir sahen Meerschweinchen, Mäuse und Ratten, die in den Labors entsetzliche Qualen litten. Ihr Leben wurde für oftmals fragwürdige Versuchsreihen geopfert.

Etwas betreten standen wir da. Ich gab zu, mich mit dem Thema noch nicht intensiv beschäftigt zu haben. Jetzt wurde ich schon brutal auf diesen Komplex aufmerksam gemacht, und eine Wut auf gewisse Menschen erfaßte mich.

Man sah gelegentlich die Berichte in gewissen Fernsehsendungen, man las auch darüber, aber auf diese Art und Weise damit konfrontiert zu werden, das ging uns doch durch.

Es gab ein Bett und einen Schrank, einen Fernseher und Musikanlage sowieso, aber auch einen Schreibtisch, der aussah, als wäre er selbst gebaut worden.

An ihm stand Frank Dean. Er hatte die linke Schublade aufgezogen.

Suko kümmerte sich um die rechte, während ich die Tür des schmalen Schranks öffnete und die Kleidung sah, die dort hing und zusammengefaltet in den Regalen lag.

»Wir haben die Eltern schon erreicht«, erklärte Dean wie nebenbei. »Sie werden morgen hier eintreffen. Solange bleibt Judy Ganter unter medizinischer Beobachtung.«

»Das ist gut«, lobte ich den Kollegen.

Ich hatte nicht viel gefunden. Auch Dean zeigte sich nicht eben optimistisch, wie wir seinen brummenden Äußerungen entnehmen konnten, aber Suko, der sich bisher ruhig verhalten hatte, stieß plötzlich einen leisen Pfiff aus.

Eine derartige Reaktion kannte ich. Sicherlich hatte er etwas gefunden.

Ich drehte mich um und ging zu ihm. Er hielt einen Block in der Hand.

Auf seiner Vorderseite hatte Eric mit dickem Filzstift etwas aufgeschrieben.

»Wer sind die Ophiten?« las Suko vor.

»Bitte?« fragte Frank Dean.

»Ophiten«, wiederholte ich.

»Sorry. Damit kann ich nichts anfangen.«
»Und du, Suko?«
»Das hat mit Schlangen zu tun.«
»Stimmt. Ich habe davon gehört. Ophiten sind Schlangenverehrer, die es schon vor tausend Jahren gab.«
»Dann kann man sie auf einen biblischen Ursprung zurückführen?« fragte Suko.
»Das sehe ich so.«
Mein Freund runzelte die Stirn. »Und in welches Fahrwasser geraten wir da?«
Ich hob die Schultern. »Das kann ich jetzt noch nicht sagen. Schau mal im Block nach, ob er etwas darüber geschrieben hat.«
»Habe ich schon, aber der Block ist leer. Eric Ganter scheint erst am Anfang gestanden zu haben. Wahrscheinlich hat er nicht damit gerechnet, daß er auf die Gruppe stoßen würde, weil er sich mehr um den Tierschutz gekümmert hat.«
Da gab ich ihm recht. »Aber irgendwo haben sich dann beide Seiten getroffen.«
»Klar. Nur warum geschah das?«
Ich schaute aus dem Fenster und gab die Antwort, die mir auf dem Herzen lag. »Noch haben wir keinen Zusammenhang zwischen den beiden Fällen entdecken können. Ich weiß zuwenig über die Gruppe, kann mir aber nicht vorstellen, daß man Opfer brachte, wie es damals ja so üblich war.«
»Opfer?« wiederholte Kollege Dean. »Könnten das auch Tieropfer gewesen sein?«
»Unbedingt«, gab ich ihm recht.
Er schnickte mit den Fingern. »Dann könnten wir auch davon ausgehen, daß die Leute, hinter denen Eric Ganter her war, keine normalen Tierfänger gewesen sind, sondern Mitglieder der Ophiten, die eben bestimmte Tieropfer suchten.«
»Die Theorie werden wir nicht aus den Augen lassen.«
Der Kollege lächelte wieder schmal. Wahrscheinlich konnte er gar nicht anders. »Ich habe nicht sehr viel über Sie beide erfahren. Was ich hörte, müßte mir jetzt schon reichen.«
»Worauf wollen Sie hinaus?« fragte Suko.
»Ganz einfach. Dieser Fall fällt in Ihren Bereich. Oder sehe ich das falsch?«
»Nein, alles deutet darauf hin. Wir werden uns um diese Ophiten kümmern, das steht fest.«
Frank Dean nickte Suko zu. »Gut, einverstanden. Aber es ist noch sehr wenig. Sollte es sich wirklich um eine Sekte handeln, dann muß sie doch aufgefallen sein. Von meinem Wissen her ist mir bekannt, daß Sekten und ähnliche Gruppierungen registriert sind. Da gibt es

doch Fachleute, die sie beobachten.«

»Müßte es geben.«

»Bestimmt.«

Ich war da nicht so sicher, denn es gab immer wieder neue Gruppierungen, die von der Zurückhaltung oder Trägheit der Behörden profitierten.

So gediehen sie unbemerkt und breiteten sich auch aus, ohne daß sie entdeckt wurden.

Frank Dean, Suko und ich stellten das Zimmer auf den Kopf. Wir suchten überall nach, aber eine Spur fanden wir nicht. Es gab keine weiteren Aufzeichnungen mehr. Das Wissen um die Ophiten hatte sicherlich im Kopf des Toten gesteckt.

Wir fanden Listen von Industrieunternehmen, die sich mit der Genforschung beschäftigten und Tiere einsetzten. Frank Dean sammelte die Listen ein. Er war der Überzeugung, daß es nicht schadete auch den Firmen mal auf die Finger zu schauen, aber großartige Antworten würde er nicht bekommen, davon ging ich aus.

Was wir sonst noch fanden, gehörte eben zu einem jungen Mann in Erics Alter, und nach gut einer Viertelstunde verließen wir den Raum wieder, um nach unten zu gehen.

Schon auf der Treppe hörten wir die wütende Stimme unseres Freundes Bill Conolly, der der Eintritt verwehrt werden sollte, wogegen der Reporter natürlich etwas hatte.

»Lassen Sie den Mann durch!« rief ich in die Diele hinein. »Er gehört zu uns.«

Frank Dean schaute mich zwar erstaunt an, schwieg aber, und Bill hatte freie Bahn.

»Endlich«, sagte er und lief auf mich zu. »Die haben sich ja angestellt wie alte Jungfern.«

»Man kennt dich eben nicht überall«, sagte ich und reichte meinem Freund die Hand.

»Ja, leider, das muß sich ändern.« Bill begrüßte auch Suko und erkundigte sich nach Judy Ganters Befinden, nachdem wir ihm Frank Dean vorgestellt hatten.

»Sie schläft«, sagte unser Kollege.

»Das ist gut.« Bill schüttelte den Kopf. »Judy muß Schlimmes durchgemacht haben, und ich weiß jetzt, was Johnny für ein Glück gehabt hat.«

Er schaute Suko und mich an. »Seid ihr weitergekommen?«

»Nur unwesentlich.«

»Sag es trotzdem, John.«

»Okay. Kennst du die Ophiten?«

»Bitte?«

»Sagt dir der Begriff Ophiten etwas?«

Der Reporter schaute zu Boden, als könnte er dort eine Antwort ablesen.

Ich hatte ihn nicht grundlos gefragt, denn Bill gehörte zu den Menschen, die sich schon von Berufs wegen um viele Dinge kümmerten. Die in der Welt umherfuhren, die recherchierten und sich ein großes Wissen angeeignet hatten.

»Das sagt mir schon etwas«, murmelte er nach einer Weile. »Die Ophiten sind mir ein Begriff.«

»Dann klär uns auf!« schlug Suko vor.

»Das hat etwas mit Schlangen zu tun. Oder anders ausgedrückt: Es sind Schlangenverehrer. Im Hebräischen heißen sie Naassener. Das war die Bezeichnung für verschiedene Gruppen des christlichen Altertums. Man zählte sie zu den Gnostikern, den Irrlehrern.«

»Wie werden Sie angesehen?« fragte ich.

»Soviel ich weiß, ist das unterschiedlich. Gehen wir von der alttestamentarischen Voraussetzung aus, ich meine damit die Paradiesschlange, dann wird sie als etwas Böses dargestellt, als etwas Menschenfeindliches. Und so haben die Ophiten auch früher gedacht, wie ich weiß. Sie war für sie der Dämon in Schlangengestalt, der Urheber des Bösen. Später gab es dann andere Gruppierungen. Für sie waren die Schlangen etwas Besonderes. Man brachte ihnen in ihren Tempeln Opfer dar. Nach einigen hundert Jahren hörte man nichts mehr von ihnen. Der Einfluß reicht wohl bis in das sechste Jahrhundert hinein. Nun scheint der Orden wieder auferstanden zu sein, wenn ich euch so höre.«

»Wir wissen es noch nicht«, gab ich ehrlicherweise zu.

Frank Dean räusperte sich. Er hatte bisher zugehört, wollte nun etwas sagen und meinte, weil er Bills Erklärungen nicht nachvollziehen könnte: »Ist das nicht etwas zu phantastisch? Ich will mich nicht in Ihre Arbeit hineinhängen, aber die Spuren…«

»Deuten auf sie hin«, sagte ich.

»Schon«, gab er zu. »Doch Altertum und - ich weiß nicht. Sagen, Legenden. Irgendwo fehlt mir der Bezug zur Realität.«

»Der hat leider vor der Haustür gelegen«, erklärte Suko. »Ja.«

»Was ist mit der Schlange geschehen?« wollte Bill wissen und erinnerte uns an etwas. »Hat man sie entfernt?«

Das wußten wir nicht. Die helle Lichtinsel vor dem Eingang war noch vorhanden. Der Arzt war mit seinen Untersuchungen so gut wie fertig.

Als er uns sah, schüttelte er den Kopf, wollte über sein Gesicht streichen, erinnerte sich aber daran, daß er Handschuhe trug und ließ es bleiben. Er wußte allerdings, was wir von ihm wollten. Deshalb gab er eine Antwort, ohne zuvor von uns gefragt worden zu sein.

»Der junge Mann ist erstickt«, flüsterte er. »Tatsächlich starb er, als man ihm die Schlange in den Mund stopfte.«

Ich schwieg. Ich schluckte, denn ich konnte mir vorstellen, welch schrecklichen Tod er erlitten hatte. Erstickt durch die Schlange grausamer konnte man nicht sterben.

»Und was ist mit dem zerschnittenen Gesicht los?« wollte Suko wissen.

»Nicht zerschnitten, Inspektor. Es ist zerbissen worden. Durch die Zähne der Schlange. Wir haben Spuren von Blut und Hautresten an ihnen gefunden. Der junge Mann ist auf eine furchtbare Weise ums Leben gekommen. So etwas wünsche ich meinem schlimmsten Feind nicht.«

Die Schlange steckte noch im Mund des Toten. Bevor ich mich bückte, erkundigte ich mich bei dem Arzt, ob sie tatsächlich nicht mehr lebte.

Beinahe böse schaute er mir in die Augen. »Hören Sie mal, Mr. Sinclair, sehen Sie vielleicht, daß sie lebt? Zuckt sie und…«

»Keine Sorge, Doc. Ich habe die Frage aus bestimmten Gründen gestellt.« Diesmal bückte ich mich. Ich faßte die Schlange auch an. Im Gegensatz zur landläufigen Meinung sind Schlangenkörper trocken. Das war hier nicht der Fall. Dieses Tier fühlte sich feucht an, was aber weniger an ihm selbst lag, sondern an der Witterung denn es regnete nach einem heftigen Wetterumschwung.

Die Schlange war so dick, war so groß, daß ich sie mit einer Hand gerade so umfassen konnte. Sie steckte ziemlich fest und auch tief im Rachen des Toten. Ich mußte schon viel Kraft aufwenden, um sie aus dem Maul ziehen zu können.

Zweimal zerrte ich daran.

Dann klappte es.

Plötzlich flutschte sie aus der Öffnung hervor. Wie eine lange, grüne Wurst hielt ich sie in der Hand, wobei ich den Arm noch ausgestreckt hatte.

Ich sah den Kopf. Ich sah die Augen und das geschlossene Maul.

Plötzlich zuckte die Schlange hoch und fuhr zu mir herum, als wollte sie sich in meinem Gesicht festbeißen…

***

Sheila Conolly und ihr Sohn waren allein zurückgeblieben, was Sheila nicht besonders gefiel, denn wieder einmal fühlte sie sich in ihrem eigenen Haus unwohl.

Bill hatte ihr von den Spuren berichtet, die ihm rund um das Haus herum aufgefallen waren. Das hatte Sheilas Nervosität nicht eben gesenkt. Sie konnte nicht auf einem Sessel oder auf der Couch ruhig sitzen, sondern schritt in ihrem Wohnraum hin und her, ab und zu einen Blick nach draußen werfend, um den Garten zu beobachten.

Sie hätte natürlich das Rollo vor die Scheibe fahren lassen können.

Das aber wollte sie nicht, denn dann hätte sie sich zu stark eingesperrt gefühlt und zudem den Eindruck gehabt, sich selbst einen Fluchtweg abgeschnitten zu haben.

Nur die Tatsache, daß sich ihr Mann nicht sehr weit von ihrem Haus befand, gab ihr etwas Mut, aber die Unruhe konnte dieses positive Gefühl nicht vertreiben.

Deshalb lief sie unruhig hin und her. Im Gegensatz zu ihrem Sohn, der äußerlich ruhiger wirkte, obwohl er schon zitterte, denn Erics Tod hatte auch ihn stark getroffen. Er stand in der Küche und hatte Mühe, sich das Glas einzuschenken. Natürlich verschüttete er was.

Johnny wischte die kleine Pfütze weg, behielt dabei das Fenster im Auge, ohne etwas entdecken zu können. Er fror, wenn er in den düsteren Garten schaute. Für ihn war er plötzlich eine andere Welt. Ein fremdes, nahezu unheimliches Terrain, dunkel und geheimnisvoll, in dem sich zahlreiche Feinde verstecken konnten.

Ihn fröstelte, doch er wollte sich in Gegenwart seiner Mutter zusammenreißen.

Es reichte, wenn sie sich Gedanken machte. Da wollte er nicht noch etwas potentieren.

Als er sie seinen Namen rufen hörte, gab er ihr noch aus der Küche Antwort, damit sie sich beruhigte. Dann ging er mit dem gefüllten Glas in der Hand zu ihr. »Ich habe mir nur etwas zu trinken geholt, Mum. Es ist alles okay.«

»Ja, schon gut. Aber ich bin nervös.«

»Die Frau ist sicherlich weg!«

»Glaubst du das?«

»Kann doch sein.«

Sheila ließ sich mit der Antwort Zeit. »Nein, Johnny, daran kann ich nicht glauben. Wir stehen auf ihrer Liste. Dein Vater und du. Ich letztendlich auch.«

Johnny trank noch im Stehen. Dann setzte er sich, stellte das Glas auf seine Oberschenkel und hielt es mit beiden Händen fest, damit seine Mutter nur nicht das Zittern bemerkte. »Ich glaube daran, daß Dad und Onkel John bald hier sind.«

»Hoffentlich, Junge.«

»Dann werden sie noch einmal den Garten durchsuchen. Vielleicht finden Sie ja die Frau.«

Sheila lächelte schief. »Frau ist gut, Johnny. Du hast sie doch gesehen. Ist sie dir dabei wirklich vorgekommen wie eine Frau? Oder hattest du das Gefühl, ein nicht menschliches Wesen zu sehen, obwohl sie ja menschlich aussah.«

»Soll ich dir die Wahrheit sagen?«

»Ich bitte darum.«

»Sie kam mir vor«, murmelte Johnny und senkte den Kopf, »wie

jemand aus dem Weltraum. Von einem anderen Stern. Da kannst du lachen, aber ich habe das wirklich gedacht. Sie sah so glatt aus, so künstlich, als hätte man sie geschaffen oder konstruiert.«

Sheila holte tief Luft. Sie verkniff sich eine Bemerkung. Sie lächelte nicht einmal, sondern räusperte sich. Ob sie ihrem Sohn glaubte oder nicht, das war ihr nicht anzumerken aber sie gab die Antwort auf ihre Art und hob nur die Schultern.

»Ist ja auch verrückt, Mum.«

»Das weiß ich nicht. In dieser Welt ist manchmal alles verrückt. Und ich habe den Eindruck, mitten im Zentrum zu stehen.« Sie fuhr mit den Fingern durch die Haare und ging zum offenen Barschrank. »Jetzt brauche ich erst mal einen Drink.«

Es war ein Cognac, den Sheila in ihr Glas gluckern ließ. Es war ein guter Stoff; sie konnte nicht »lügen«.

Platz wollte sie nicht nehmen. Auch jetzt wanderte sie mit dem Glas in der Hand durch das Zimmer, schaute zur Decke und auch des öfteren auf ihre Uhr.

Sie trank einige Schlucke, aber besser wurde es nicht. Der Garten, in den sie schaute, lag wie ein totes Gelände vor ihr. In ihm bewegte sich nichts. Die Kälte hatte ihn erstarren lassen. Noch lag Schnee auf dem Boden, doch der Wetterumschwung bedeutete das Ende für die weiße Pracht.

Keine Fremde. Keine Schlange. Aber Johnny hatte sich bestimmt nicht geirrt. Sie war da. Sie hielt sicherlich das Haus unter Kontrolle, und sie würde sich auch zeigen, wenn es soweit war oder sie es für richtig hielt.

Warten…

Aber auf was?

Sheila schaute ihren Sohn an, der ins Leere blickte und sein Glas vergessen hatte. Jedenfalls trank er nicht mehr davon. Er hing seinen Gedanken nach, die sich bestimmt um seinen toten Schulfreund Eric drehten.

Als Mutter konnte Sheila die Trauer des Jungen nur schlecht ertragen.

Deshalb mußte sie einfach zu ihm gehen und mit der Hand über sein Haar streichen.

Johnny hob den Kopf. Er lächelte krampfhaft und schluckte dabei. Sheila sah es an seinen Augen, daß er geweint hatte. Es war eine völlig natürliche Reaktion gewesen, und sie sagte mit leiser Stimme: »Auch mir tut es um Eric wahnsinnig leid. Ich habe ihn zwar nicht gut gekannt, aber schlimm ist so etwas schon.«

»Er wollte noch soviel tun.«

»Was denn?«

»Die Tierfänger, Mum. Er wollte sie stellen. Er wollte auch die Tiere

befreien, die gefangen wurden.« Johnny schüttelte sich. Seine Stimme drohte überzukippen, als er hervorpreßte: »Und jetzt ist alles aus.«

»Ja, ich weiß, Junge. Es ist vorbei.« Sie räusperte sich. »Aber nicht für uns.«

»Meinst du?«

Sheila schaute in das skeptische Gesicht ihres Sohnes. »Ja, das meine ich.«

»Ich auch.«

Sheila trank noch einen Schluck, sie drehte sich zum Fenster hin um und sagte: »Fenster und Türen sind verschlossen, Johnny. Sie wird es nicht schaffen, ungesehen in das Haus einzudringen.«

»Und wenn sie schon drin ist?«

Diese Frage versetzte Sheila zwar keinen Schock, sie zuckte trotzdem zusammen, denn sie mußte sich eingestehen, daß sie daran ebenfalls schon gedacht hatte. Gegen ihre Überzeugung gab sie die Antwort.

»Nein, das glaube ich nicht, Johnny. Das, das ist nicht wahr. Ich denke nicht, daß sie es geschafft hat. Wie denn?«

»So einer kann man alles zutrauen.«

»Bestimmt nicht.« Sie wollte lächeln aber schon im Ansatz erstarrte es, denn Sheila hatte - nicht einmal bewußt - einen Blick auf die offenstehende Tür im Flur geworfen, und dort sah sie, nicht weit von der Schwelle entfernt, die Bewegung. Da war etwas auf dem Boden, sehr flach und sehr…

Ihre Gedanken brachen ab, weil Johnny seine Mutter ansprach. »He, du schaust so komisch, Mum. Was ist denn passiert? Ist da jemand an der Tür?«

Sheila schwieg und schüttelte den Kopf.

Johnny trank hastig das Glas leer, dann stand er auf und drehte sich der Tür zu.

Beide sahen es zugleich!

Über die Schwelle glitt lautlos eine giftgrüne Schlange in den Wohnraum…

***

War sie da? War sie nicht da? Hatte sie statt dessen ihren Boten, die Schlange, geschickt?

Was ihr an Fragen durch den Kopf schoß, konnte sie nicht beantworten.

Alles drehte sich. Sie selbst fühlte sich als Mittelpunkt des Kreisels, der sich immer schneller bewegte und einfach nicht aufhören wollte. Nur mühsam unterdrückte sie den Schwindel, währenddessen sie die Schlange nur verschwommen wahrgenommen hatte. Mittlerweile aber klärte sich das Bild. Sheila erkannte, daß dieses Tier seinen Platz längst verlassen hatte und sich tiefer in den Wohnraum schob, wobei

der Teppich eine weiche Unterlage bildete.

»Nicht bewegen, Mum, bitte nicht bewegen! Bleib ganz ruhig. Bleib still stehen! Diese Schlangen können nicht sehen. Sie orientieren sich nur nach den Schallwellen. Also sag nichts.« Auch Jonny schwieg, aber das letzte hatte er noch loswerden müssen.

Sheila tat, was ihr ihr Sohn geraten hatte. Sie fühlte sich dabei wie eine Statue. Innerlich war sie vereist. Etwas rann durch ihren Körper, aber das bildete sie sich ein. Sie hatte es mit der Gänsehaut auf ihrem Rücken verwechselt.

Wußte die Schlange, was sie tat, oder wußte sie es nicht? Genau war es für Sheila und Johnny nicht herauszufinden, denn sie bewegte sich nicht in eine bestimmte Richtung, sondern sah aus, als wollte sie sich erst noch orientieren, um sich später zu entscheiden, welchen der beiden Menschen sie aufs Korn nahm.

Jedenfalls hatte sie den Wohnraum längst erreicht. Der Kopf des etwa einen Meter langen Tieres stand etwas hoch. Die beiden Kiefer klafften etwas auseinander und immer wieder huschte die gespaltene Zunge hervor, die sehr sensibel war, denn mit ihr gelang es der Schlange, Gerüche aufzunehmen und sich gleichzeitig auf Wärmequellen zu konzentrieren.

Menschen und Tiere waren für sie Wärmequellen - sprich Opfer. Johnny war ihr näher. Sheila stand zwar auf derselben Linie, aber doch ein Stück hinter ihm.

Den Atem anhalten konnten sie nur für eine begrenzte Zeit. Aber sie konnten ihn reduzieren und vor allen Dingen nicht laut ein-oder ausatmen. Das hätte die Schlange unweigerlich auf ihre Spur gebracht, obwohl sie davon ausgehen mußten, daß dieses Tier sie längst entdeckt hatte und nur mit ihnen spielte.

Beiden stellte sich die Frage, ob sie es mit einer normalen oder mit einer dämonisch beeinflußten Schlange zu tun hatten. Beides war möglich, nur hatten sie weder einen Hinweis auf das eine noch auf das andere erhalten.

Aber sie war noch nicht so nahe bei ihnen, als daß sie nichts hätten unternehmen können. Vor ihr in einen anderen Raum fliehen, wollten beide nicht. Noch schauten sie zu, wie der grüne Körper den Floor des Teppichs zusammendrückte, als wollte er dort einen Graben hinterlassen, aber der Floor richtete sich immer wieder auf.

Es war keine Klapperschlange, die gerasselt hätte. Es war auch keine Kobra. Der schuppige, dunkelgrüne Körper war so schnell keiner Art zuzuordnen, wobei weder Sheila noch ihr Sohn wußten, ob sie aus ihrer Heimat stammte oder ein exotischer Gruß aus der Fremde war.

»Ruf lieber Dad an!« flüsterte Johnny. »Noch ist Zeit. Das Telefon liegt nicht weit von dir weg.«

Daran hatte Sheila bereits gedacht. Erst jetzt, als sie von ihrem Sohn

darauf aufmerksam gemacht worden war, setzte sie diesen Gedanken auch in die Tat um.

Aber sie bewegte sich nur sehr langsam, obwohl es ihr schwerfiel. Sie hatte den Eindruck, daß einfach zuviel Zeit verstrich. So etwas wie Eile baute sich in ihr auf. Sie mußte handeln, sonst war die Schlange hinterher noch Herrin der Lage.

Das Telefon lag nicht weit entfernt. Ein Ausstrecken des Arms reichte Sheila aus. Sie fühlte den Kunststoff kalt an ihrer verschwitzten Innenhand.

Bevor sie die Nummer der Ganters eintippte, warf sie noch einen Blick auf die Schlange. Das Tier hatte bereits die Mitte des Raumes erreicht, aber noch zögerte es und konnte sich nicht entscheiden, wohin es sich wenden sollte. Da die Schlange Johnny passiert hatte ging Sheila davon aus, daß sie das Opfer dieses kriechenden Tieres werden sollte.

Der Eindringling hob den Kopf und ließ ihn dicht über dem Boden pendeln. Die Zunge schnellte vor, dann wieder zurück, immer wieder.

Das alles war normal, auch wenn Sheila es mit anderen Augen sah als der Besucher im Zoo.

Sie tippte die erste Zahl ein. Ihr Finger zitterte. Sie mußte aufpassen, daß sie nicht abrutschte. Die zweite Zahl, dann die dritte, schließlich die vierte.

Johnnys Stimme klang keuchend und angsterfüllt. »Mum, sie ist hier!«

Die Worte erwischten Sheila wie Dolchstöße. Sie wußte, was damit gemeint war, und sie drehte sich um. Langsam nur, als wollte sie etwas hinauszögern.

Johnny hatte nicht grundlos gewarnt.

So lautlos wie die Schlange hatte sich auch ihre Herrin in den Wohnraum hineingeschoben.

Das Telefon rutschte Sheila aus der Hand und polterte zu Boden…

***

Die Schlange hatte sich bewegt und nicht nur auf mein Gesicht gezielt, sondern speziell auf meinen Mund, den ich blitzschnell schloß, um nicht Gefahr zu laufen, daß sich dieser Schlangenkörper zwischen meine Lippen preßte.

Ich duckte mich genau im richtigen Augenblick und ließ das Tier dabei los.

Der Vergleich stimmte. Sie schnellte tatsächlich von mir weg wie ein fliegender Aal, und sie hatte sich sogar dabei gedreht. Um den Toten huschte sie hinweg, nahm dabei Kurs auf einen der Männer von der Mordkommission, der alles nicht begriff. Er stand ebenso starr da wie auch die anderen.

Bis er plötzlich aufbrüllte und sich bewegte. Aber nicht normal. Er sprang auf einem Bein in die Höhe, es war das linke denn in seinem rechten Oberschenkel hatte sich die Schlange regelrecht festgebissen und ließ auch nicht mehr los.

Mit einem Bein berührte der Mann wieder den Boden, ohne dabei allerdings den nötigen Halt zu finden. Er sackte zusammen, dann fiel er auf den Rücken und wälzte sich über die kalte Erde des Eingangs.

Ich hatte meine Beretta gezogen, um die Schlange mit einer geweihten Silberkugel zu treffen. Den Vorsatz konnte ich vergessen, weil ich einfach kein normales Ziel sah.

Die Schlange blieb nicht ruhig. Sie hatte sich festgebissen und bewegte sich dabei zuckend.

Sekundenlang hatte der Kollege unter einem Schock gestanden, der nun vorbei war.

Plötzlich rasten die Schmerzen von der Bißstelle durch seinen Körper. Er fing an zu schreien, und diese schrecklichen Schreie gellten in unseren Trommelfellen.

Auch hinter mir ertönten einige Stimmen. Für einen Moment herrschte Chaos. Jeder mußte sich erst auf die neue Lage einstellen. Ich inbegriffen.

Der Mann wälzte sich über den Boden. Er hatte seine Hände um den Schlangenkörper gekrallt und versuchte, das Tier aus seinem Oberschenkel hervorzuziehen.

Er würde es nicht schaffen. Dieser Griff demonstrierte nur Hilflosigkeit.

Man mußte etwas anderes unternehmen, um ihn zu retten.

Ich befand mich bereits auf dem Weg, aber Suko war schneller. Von der Seite huschte er heran. »Laß es, John!« hörte ich seinen Ruf, schaute nach rechts und erkannte in seiner Hand die bereits ausgefahrene Dämonenpeitsche.

Die drei Riemen bewegten sich im Rhythmus seines Laufes. Er hob die Peitsche an, und plötzlich bewegten sich die Riemen genau auf den zuckenden Körper zu.

Sie trafen ihn mit ungeheurer Wucht.

Wir alle schauten zu und bekamen mit, daß dieser Schlangenkörper für einen Moment völlig unbeweglich blieb, als wäre er innerlich versteift worden.

Dann aber passierte es.

Die Haut platzte weg. Plötzlich vernahm jeder von uns das Zischen.

Selbst der Gebissene hatte aufgehört zu schreien, und es war auch nichts mehr da, was sich an ihm hätte festbeißen können.

Die unheimliche Schlange verging unter zischenden und platzenden Geräuschen. Ein widerlicher Rauch quoll hoch und drang an unsere Nasen. Es stank, als hätte man irgendwo alte Fette und Hausfetzen

verbrannt. Einige Beamte drehten sich um, denn ihnen schlug der Geruch auf den Magen. Die Rauchwolke war da. So also sah die Schlange aus, die in einen anderen Zustand übergegangen war und keinem von uns mehr gefährlich werden konnte.

Der Verletzte schrie und wimmerte nicht mehr. Er war in eine gnädige Ohnmacht gefallen. Als erster war der Arzt bei ihm, der sich um das blutende Loch in seinem Oberschenkel kümmerte, aus dem das Schlangenmaul schon Fleisch und Sehnen herausgerissen hatte.

Frank Dean war plötzlich bei mir. Er hatte seine militärische Beherrschtheit verloren und fuhr mich an. »Verdammt noch mal, Sinclair, was ist das gewesen?«

»Sie war nicht tot, das haben Sie doch gesehen.«

»Klar, das habe ich. Aber wie ist es möglich daß Schlangen so reagieren und sich festbeißen? So greifen keine normalen Schlangen an, verflucht!« Er hatte eine Hand auf meine Schulter gelegt und schüttelte mich durch.

Erst als er damit aufgehört hatte, erhielt er von mir eine Antwort. »Gehen Sie davon aus, daß es keine normale Schlange gewesen ist.«

»Ach!« Er stierte mich an. »Was war es dann?«

»Ein Objekt, Mr. Dean, ein magisches Objekt.«

Dean sah aus, als wollte er mir in die Parade fahren, doch mein Blick ließ ihn stumm werden und auf der Stelle verharren.

»Glauben Sie es mir.«

Er atmete schnaufend ein. »Ja, ist schon gut. Das ist alles klar. Das kenne ich.« Er lachte plötzlich. »Was heißt kennen? Ich habe ja von Ihnen beiden gehört und Sie jetzt zum erstenmal erlebt. Verdammt, das ist mir unbegreiflich.«

»Das ist die Magie.«

»Und jetzt?«

»Es ist unsere Aufgabe, die Schlangen zu jagen.«

Die Antwort hatte ihm nicht gefallen. »Sie sprechen in der Mehrzahl, Mr. Sinclair. Glauben Sie denn, daß es noch mehr dieser gefährlichen Biester gibt?«

»Worauf Sie sich verlassen können«, erklärte ich. »Diese Schlange war bestimmt nicht allein. Ich spreche da aus Erfahrung. Es gibt andere, wir werden sie auch finden, und wir werden uns auch um die Person kümmern, die hinter allem steckt.«

»Auch das noch!« flüsterte er und schaute sich dabei scheu um, ob sich nicht irgendwelche anderen Schlangen in der Nähe befanden und dabei waren, sich neue Opfer zu suchen. Es war für uns alle nichts zu entdecken, aber beruhigend war es nicht.

Der Arzt hatte getan, was er tun konnte. So schnell wie möglich mußte unser Kollege in ein Krankenhaus. Ein Wagen, der ihn abholte, war bereits unterwegs. Was jetzt noch zu tun war, darum brauchten

wir uns nicht zu kümmern, das war einzig und allein die Sache von Frank Dean, denn so etwas ging seinen gewohnten Gang. Das war Routine.

Auch um das Mädchen wollte sich der Kollege kümmern. Dieses Versprechen nahmen wir ihm ab.

Wir erklärten ihm, daß es von uns hören würde, dann winkte ich Bill zu, der die Umgebung noch einmal abgesucht hatte, aber auf keine Schlange gestoßen war.

»Was jetzt?«

»Wir fahren zu dir.«

»Das ist gut.« Der Reporter nickte. »Unsere Hoffnung ist Johnny, nicht wahr?«

»Ich sehe es auch so.«

Bill bewegte seine Zunge im Mund. Ich sah, wie sich seine Wangen abwechselnd wölbten. »Weißt du was, John?«

»Nein.«

Er blickte mich böse an. »Laß die Scherze! Es könnte sein, daß wir noch einmal dorthin fahren müssen, wo Johnny und Eric die Tierfänger beobachtet haben.«

»Warum das? Befürchtest du, daß ihr dort bei der Durchsuchung etwas übersehen habt?«

»Auch«, gab er zu, »aber ich werde den Eindruck nicht los, daß es den Täter immer wieder an den eigentlichen Ort seiner Taten zurückzieht.«

»Meinst du, daß wir sie dort finden?«

»Wäre das nicht möglich?«

»Das weiß ich nicht.« Ich wandte mich an Suko, der neben uns stand.

Von der Straße her hörten wir das Jaulen der Notarztwagen-Sirene.

»Was meinst du dazu?«

»Es ist eine Chance, denke ich, mehr aber auch nicht.«

»Und was ist mit der geheimnisvollen Frau, die durch euren Garten schlich, Bill?«

»Ich hoffe, daß sie verschwunden ist.«

Suko nickte. »Ja, darum können wir beten.«

»Nein, wir fahren.«

Dagegen hatte keiner von uns etwas einzuwenden.

***

Sie war da, und sie war beherrschend!

Sheila Conolly konnte nichts sagen. Sie war darauf geeicht, diese fremde Person anzuschauen, die nichts tat, und Sheila trotzdem in ihren Bann zog.

War sie ein Mensch? War sie keiner?

Wer hinschaute, der mußte sie einfach als einen Menschen oder eine

Frau ansehen. Sie trug ein weit geschnittenes Kleid. Es war von grauer Farbe, ließ die Schultern frei und war ziemlich tief ausgeschnitten. Die Frau ließ ganz schön tief blicken.

Und das Gesicht?

Sheila hatte sich bisher nur auf die Beschreibungen ihres Sohnes verlassen können. Jetzt, wo sie die Person selbst sah, mußte sie zugestehen, daß Johnny sehr gut hingeschaut hatte, denn das Aussehen entsprach der detaillierten Beschreibung.

Dieses kalte Gesicht, das wie eine Maske wirkte. Es sah so unnatürlich, so künstlich aus, als wäre es aus zahlreichen Teilen zusammengesetzt worden, die man aneinander festgeklebt hatte, wobei nicht einmal die hauchdünnen Klebestellen zu sehen waren. Sheila wußte selbst nicht, wie sie darauf kam, aber das Gesicht erinnerte sie daran.

Der rotgeschminkte Mund hob sich deutlich von der Haut ab. Deren blasse Farbe war kaum zu identifizieren.

Die Farbe der Haare konnte man wohl am besten als silbriges aschblond bezeichnen. Sie waren zu mehreren Locken oder Schnecken zusammengedreht, so daß sie auf dem Kopf ein regelrechtes Muster bildeten, das die Ohren frei ließ.

Ja, sie beherrschte den Raum, und sie beherrschte auch die Schlange, die als Vorbote gekommen war. Denn die namenlose Person spitzte ihre Lippen, als wollte sie einen Pfiff ausstoßen.

Der aber drang nicht aus dem Mund, dafür ein leises Zischen, das auch von einer Schlange hätte stammen können. Genau dieses Geräusch war für das Tier wichtig. Kaum hatte es das Zischen gehört, da richtete sich die Schlange auf, das heißt, sie hob den Kopf an, öffnete das Maul, so daß die Zunge herausschnellen konnte, aber sie gab trotz allem keinen Laut zurück.

Nur hatte sie schon verstanden, was ihre Herrin von ihr wollte. Schneller, als sie in das Zimmer hingekrochen war, bewegte sich das Tier auf die Frau zu. Es machte auch nicht halt, als es die Herrin erreicht hatte, sondern glitt über deren rechten Fuß hinweg und das Bein hoch.

Die Person trug sichtbar keine Waffe, doch weder Sheila noch ihr Sohn trauten sich, auch nur den kleinen Finger zu rühren, geschweige denn, sich von der Stelle zu bewegen. Die beiden sahen aus, als stünden sie unter dem Bann dieser kalten Person.

Die grüne Schlange bewegte sich weiter. Sie war flink. Ohne zu stoppen, glitt sie höher, verschwand beinahe in den Falten des Kleids, tauchte aber immer als grünes, zuckendes Etwas wieder auf, bewegte sich dann auf die rechte Schulter zu, den Hals und die Wange. Sie glitt darüber hinweg, was die Frau mit einem schon glücklichen Lächeln zur Kenntnis nahm, bevor sie den Kopf bewegte und ein wenig nach

hinten drückte, damit die Schlange genug Platz hatte, in ihre Haare zu gleiten.

Zwar sahen die Haare sehr dicht aus, weil sie auch so gedreht worden waren, aber für diesen Körper war immer noch Platz genug. Er schob sich zwischen die Locken und tauchte hinein. In der Länge schrumpfte die Schlange zusammen, und dick war sie höchstens nur noch wie ein kräftiger Wurm.

Dann war sie weg.

Verschwunden in der Haarpracht, als hätte sie sich dort in ein warmes Nest gelegt.

Als wäre es getimt worden, so verging in diesem Augenblick Sheilas Starre. Nicht daß sie sich sehr stark vorgekommen wäre, aber es war der Zeitpunkt erreicht, wo sie etwas sagen mußte. Sie konnte einfach nicht mehr schweigen. Der Drang, mit der anderen, auch wenn sie ihr noch so unsympathisch war, Kontakt aufzunehmen, war einfach zu groß.

»Wer sind Sie?« flüsterte sie und hoffte, die andere Person so lange hinhalten zu können, bis Bill und John eintrafen.

Die Fremde lächelte. Aber ihre Augen bewegten sich. Sheila fragte sich, ob es Schlangenaugen waren. Leben oder irgendeinen Ausdruck entdeckte sie nicht in ihnen. Sie blieben kalt, sie blieben leer, da war kein Funken Gefühl darin zu entdecken. Die Bewegungen blieben, die Augenwinkel veränderten sich nahezu extrem, so daß Sheila sich über dieses Phänomen nur wundern konnte.

Sie suchte das Zimmer ab. Was sie wollte, war Mutter und Sohn unklar, aber sie sprach. Ihre Stimme hörte sich normal und zugleich unnormal an. Das konnte sich Sheila auch eingebildet haben, denn jedes Wort schien von einem leisen Zischen begleitet zu sein. »Ich wollte zu euch, um mir die anzuschauen, die neugierig gewesen sind. Du bist es gewesen, Junge. Es war dein Fehler, ebenso wie der deines Freundes, der nun nicht mehr lebt. Du verstehst - oder?«

»Ja ich verstehe.«

»Das ist gut.«

»Willst du mich auch töten? Und meine Mutter ebenfalls?«

Johnny bekam als Antwort ein Lächeln, das wirklich alles bedeuten konnte, nur nichts Gutes. Er wartete auch ab, aber in seinem Innern stieg schon die Wut hoch, und irgendwann würde er platzen. Seine Eltern hatten ihm beigebracht, daß sich der Mensch wehren und nicht alles hinnehmen mußte. Daran dachte Johnny, aber noch war die Zeit nicht reif. Er spürte auch, wie er anfing, diese Person zu hassen. Er hätte sie zusammenschlagen können, ohne Gewissensbisse zu haben. Um so überraschter war er, als er sah, wie die fremde Person den Kopf schüttelte. Es war wohl die Antwort auf seine letzte Frage gewesen.

»Was soll das bedeuten?« fragte er.

Die Antwort klang fremd, und Johnny kam ebensowenig damit zurecht wie seine Mutter. »Der Tod ist nicht alles.«

»Wie bei uns?«

»Kann sein, Junge, kann sein. Du hättest nicht mit deinem Freund gehen sollen, dann wäre dein Leben in anderen Bahnen verlaufen, so aber sieht es nicht gut aus für dich.«

Johnny schaute nach rechts, wo seine Mutter stand. Er freute sich darüber, daß sie nicht vor Angst verging, sondern den Eindruck einer tapferen und mutigen Frau machte, die sich nicht so leicht aus der Ruhe bringen ließ. Sie starrte nicht ins Leere, sie hielt dem Blick der fremden Frau stand und wiederholte ihre anfangs gestellte Frage. »Wer, zum Teufel, sind Sie? Haben Sie keinen Namen?«

»Doch!«

»Dann nennen Sie ihn!«

Die Fremde öffnete den Mund. Es waren keine Zähne zu sehen. Entweder hatte sie keine, oder das Innere ihres Gebisses war identisch mit dem einer Schlange. Sheila jedenfalls traute ihr alles zu. Die Fremde wartete ab. Sie genoß dabei ihre Überlegenheit und die nervöse Spannung der normalen Menschen.

»Ich heiße Snake«, sagte sie schließlich. »Einfach nur Snake. Wie die Schlange.«

Beide wunderten sich. Mutter und Sohn kamen mit dieser Antwort nicht zurecht. Snake war ein Begriff, aber kein Name. Nur blieb ihnen nichts anderes übrig, als dieser Person genau die Antwort abzunehmen. Sie würden keine andere bekommen.

»So heißt man nicht!« erklärte Sheila trotzdem. »Snake ist einfach kein Name.«

»Für mich schon. Wo ich zu Hause bin, ist er ein Name.«

»Und wo ist das?«

»Ich werde es euch nicht sagen, aber ihr werdet es möglicherweise kennenlernen. Ich bin gekommen, um mit euch zu spielen. Ich brauche jemanden. Ihr seid die richtigen.«

Das hatten auch Johnny und Sheila bemerkte. Nur wollten sie keine Opfer sein. Weder Mutter noch Sohn wußten bisher genau, mit wem sie es zu tun hatten. War diese Person eine normale Frau die es geschafft hatte, Schlangen so zu dressieren, daß sie ihr nicht nur aufs Wort gehorchten, sondern schon auf ein Augenzwinkern hin, oder steckte hinter ihr tatsächlich jemand völlig anderes? Eine Fremde, sogar eine Person aus einer anderen Welt oder aus dem fernen All, wie der Junge bereits vermutet hatte?

Es konnte alles zutreffen, aber noch wußten sie zuwenig. Und freiwillig würden sie von Snake auch nichts erfahren, das stand für sie fest. Sheila dachte natürlich an ihren Mann und seinen Freund John Sinclair.

Himmel, wie lange hielten sie es nur bei den Ganters aus? Hier und nicht dort spielte die Musik.

Die Zeit drängte!

Eine Waffe befand sich nicht in ihrer Nähe. Sheila dachte sogar an den Einsatz der Goldenen Pistole, obwohl sie diese Waffe haßte, weil sie ultimativ war.

Ihr Mann Bill hatte sie aus Sicherheitsgründen in einem Tresor aufbewahrt, und an ihn, der sich in Bills Arbeitszimmer befand, würde sie nicht herankommen.

Auch Johnny wollte sich nicht kampflos ergeben. Er hatte während seiner Kinder jähre schon zu oft zurückstecken müssen. Inzwischen war er gewachsen. Er hatte an Größe und auch an Kraft gewonnen, allein durch seinen Sport, den er in der Schule und auch hin und wieder im Verein trieb, wenn es halt die Zeit erlaubte.

Snake stand seitlich von ihm. Sie schaute mehr seine Mutter an als ihn, und darauf baute der Junge.

Er dachte an seine Starts als Kurzstreckenläufer. Immer war er von der Linie gut weggekommen, immer wieder. Der Trainer war mit ihm zufrieden gewesen. Und jetzt konnte er diese Schnelligkeit ausspielen, mußte es sogar, wenn er die andere Person überrumpeln wollte.

Aus dem Stand jagte er mit kleinen, aber schnellen Schritten auf Snake zu, begleitet vom Schrei seiner Mutter…

***

Johnny hatte getan, was er konnte. Er glaubte auch, noch nie so schnell in seinem Leben gewesen zu sein. Ob es stimmte oder nicht, spielte keine Rolle mehr, denn Snake war schneller.

Nein, nicht sie direkt, es war die Schlange, die eingriff und sich gedankenschnell aus ihren Haaren löste. Sie war wie ein Pfeil oder ein Blitz, der heranjagte, und dem er Junge, mochte er auch noch so flink sein, nicht ausweichen konnte.

Das Tier erwischte ihn, falls es überhaupt ein Tier war. Zumindest kein normales.

Es klatschte nicht gegen sein Gesicht, auch wenn es im ersten Augenblick für ihn so ausgesehen hatte. Die Schlange erwischte seinen Hals und wickelte sich darum fest.

Das passierte, als sich Johnny noch mitten im Lauf befand. Als er den warmen Körper wie einen Galgenstrick spürte, stoppte er mitten im Lauf.

Er riß weit den Mund auf. Jemand, auf dessen Hals der Klotz einer stumpfen Guillotine gefallen war, mußte sich ähnlich fühlen wie er. Die Luft war ihm brutal genommen. Sein Lauf hatte man gestoppt, und die andere Kraft schob ihn zurück.

Er konnte weder atmen noch sprechen - nur gurgeln. Er hörte die

Rufe seiner Mutter, als er auf unsicheren Beinen zurücktorkelte und dabei gegen die offene Bar stieß, in der nun die Flaschen anfingen zu schwanken und gegen die Gläser stießen, die dort standen.

Johnnys Gesicht war schrecklich verzerrt. Für seine Mutter mußte es so aussehen, als läge ihr Sohn tatsächlich in den letzten Zügen.

Und dieser Gedanke ließ auch bei Sheila den berühmten Faden reißen.

Sie hielt nichts mehr an ihrem Platz. Wie Johnny, so jagte sie jetzt auf die verfluchte Schlangenhexe zu, um ihr mit beiden Händen an die Gurgel zu fahren. Wenn es darauf ankam, und hier kam es darauf an, entwickelte sich die friedliche und manchmal überängstlich wirkende Sheila zu einer kämpfenden Furie.

Snake ließ sie kommen.

Sheila packte sie.

Snake tat nichts.

Sheila legte beide Hände um den Hals dieser verdammten Schlangenhexe - und rutschte ab.

Plötzlich hatte sich für sie die Zeit verändert. Sie glaubte, alles in einem langsameren Tempo zu erleben. Der Hals dieser Frau schien eingefettet worden. Woran es lag, wußte sie nicht, als sie in die Knie sank, es konnte durchaus an dieser glatten Haut liegen.

Während Sheila nach unten glitt rutschte auch das glatte Gesicht an ihren Augen entlang. So entging ihr nicht der arrogante und wissende Zug um Snakes Mundwinkel.

Es war alles anders geworden. Die Frau war eine glatte Statue. Sie konnte einfach nicht zu den Menschen gehören. Was mit ihr geschehen war, welche Veränderungen es bei ihr gegeben hatte, das alles wußte Sheila Conolly nicht, als sie zu Boden fiel, auch weil sie noch einen Kniestoß mitbekommen hatte.

Sie blieb liegen. Der Schmerz breitete sich in ihrem Körper aus. Dieser Kniestoß war verdammt hart gewesen. Sie kämpfte gegen sich selbst und auch gegen gewisse Umstände an. Aus ihrem Mund drang ein verzweifeltes Atmen, ein Zischen, und sie hielt beide Hände gegen den Leib gepreßt, als wollte sie irgendwann ihre Eingeweide herausreißen.

Zudem fühlte sich Sheila so schrecklich gedemütigt. Sich vor den Füßen dieser Person zu bewegen, war einfach schlimm. Sie lag in der eigenen Wohnung auf dem Boden, sie war der Wurm, und die andere Person hielt die Lanze in der Hand.

Sheila dachte an ihren Sohn. Sie hatte ihn nur kurz gesehen, als sie über den Boden gerollt war. Der Anblick war schon schlimm genug, denn Johnny hatte sich nicht gerührt und sah aus wie ein Toter. Sheila wollte aber zu ihm. Sie wußte auch, daß die andere Person dies nicht zulassen konnte. Nie würde sie erlauben, daß sich Sheila auf die Beine

quälte und zu ihrem Sohn lief. Deshalb rollte sich die Frau in Johnnys Richtung, um so lange wie möglich bei ihm zu sein.

Snake ließ es nicht zu.

Sie stoppte Sheila mit einem Fuß. Dann hob sie das andere Bein an und stellte blitzschnell und auch sehr hart ihren Fuß auf Sheilas Körper, die sich nicht mehr rührte und auf dem Rücken liegenblieb.

Es war für die Besitzerin des Hauses eine schlimme, eine demütigende Lage, so auf dem Rücken zu liegen und sich in der Gewalt der anderen zu befinden.

Der Druck war so stark, daß er ihr einen Teil der Luft nahm. Sie konnte zwar einatmen, aber nicht richtig durch, da lag das gewaltige »Brett« auf ihrem Körper, und wenn sie versuchte, sich zu rühren, verstärkte Snake den Druck des Fußes.

Aus kalten Augen starrte sie in die Tiefe. Sheila konnte dem Blick nicht ausweichen, es sei denn, sie hätte die Augen geschlossen. Das aber wollte sie auch nicht, denn so etwas hätte der Triumph der anderen nur noch zementiert.

Auf den Lippen erschien ein dünnes Lächeln. »Hast du dir eingebildet, gegen mich ankommen zu können?« fragte Snake flüsternd. »Glaubtest du wirklich, stärker zu sein als ich?«

»Wer sind Sie?«

»Das werdet ihr noch merken. Ihr habt meine Kreise gestört. So etwas ist nie gut.«

»Lassen Sie meinen Sohn frei!« forderte Sheila. Jedes Wort war von einem Keuchen begleitet, da sie beim Luftholen immer noch Schwierigkeiten hatte.

»Warum?«

»Ich reiche Ihnen doch!«

»Nein, ihr kommt mir beide sehr gelegen.« Snake freute sich. »Dein Sohn lebt, da will ich dich schon mal beruhigen. Hast du nicht gedacht, daß er tot ist?«

Sheila schwieg.

»Ich hätte dafür sorgen können«, erklärte Snake. »Ja, ich hätte es machen können, aber ich habe es nicht getan. Ich will euch nur zeigen, wie mächtig ich bin. Aber ich habe andere Dinge mit euch vor. Vielleicht bessere.«

»Was?«

»Laß dich überraschen!«

Sheila ahnte, daß die Zukunft nicht eben gut für sie und auch für Johnny aussah. Etwas dagegen unternehmen konnte sie nicht. Snake beherrschte hier alles.

Aus ihrem Lippenspalt drang ein Zischen. Nicht sehr laut, Sheila hörte es soeben noch, aber dieses Geräusch wurde von der Schlange schon verstanden.

Hinter Sheila löste sie sich vom Hals des Johnny Conolly. Sehr schnell huschte sie über den Boden auf ihre Herrin zu. Die andere Schlange hatte sich längst wieder wie ein Schal um den Hals der Frau geschlungen, und die kleine, sie sah zumindest so aus, wand sich am Körper hoch, um ihren Platz in den Haaren einzunehmen.

Sheila hätte sich gern auf die Seite gedreht. Das ließ Snake nicht zu.

Nach wie vor drückte sie den Fuß auf den Leib der Besiegten. Dabei blickte sie Sheila nicht an, sondern schaute sich im Zimmer um, als wäre sie auf der Suche nach einem bestimmten Gegenstand.

»Soll ich jetzt für Stunden hier auf dem Boden liegen bleiben?« erkundigte sich Sheila.

»Nein, es wird sich etwas ändern. Für dich und deinen Sohn.«

»Und was, bitte?«

»Abwarten. Es dauert nicht mehr lange.«

Sheila hatte verstanden, aber leider nicht begriffen. In ihrer Phantasie malte sie sich gewisse Dinge aus, über die sie nur ungern nachdenken wollte. Da konnte es schon zu grauenvollen Dingen kommen, wenn sie in die Gewalt dieser Schlangenfrau geriet. Zudem wußte sie nicht, was hinter ihr steckte, welches Ziel sie verfolgte. Das Herbeischaffen von Hunden und Katzen konnte es doch nicht sein. Deswegen brachte man doch keinen Menschen um, wie sie es bei Eric Ganter getan hatte.

Etwas stimmte nicht mehr. Einiges war anders, ganz anders geworden.

Man hatte die Regeln auf den Kopf gestellt. Das Fangen der Tiere war nur ein Anfang. Es war der Bach, der sich später zu einem Strom entwickeln würde.

Snake beugte sich vor. Der Fuß war von Sheilas Leib verschwunden. Sie konnte von unten her in das Gesicht der anderen schauen und verspürte auch keinen Druck auf ihrem Körper. Es hätte ihr gutgehen können, nur wollte sie daran nicht glauben.

Snake lächelte. Die roten Lippen zogen sich in die Breite. Das Lächeln war böse, gemein, und in den Pupillen entdeckte Sheila plötzlich eine Veränderung, die parallel mit dem Lächeln begann. Sie konnte diese Veränderung nicht genau kommentieren, jedenfalls veränderte sich die Farbe, und so etwas wie ein grüner Schein trat hervor.

Grün, aber nicht blank, denn auf der Oberfläche lagen zahlreiche kleine Schuppen, die einen Panzer bildeten, als wollten sie einen Widerstand zeigen.

Snake beugte sich noch tiefer. Sie streckte dabei die Arme aus. Sheila spürte die Berührung der Finger, deren Kuppen weich waren, als wollten sie den Körper streicheln.

Die Augen!

Nur die Augen!

Sheila sank hinein. Sie wurden größer, immer größer, und sie hörte auch das Zischen, das diese Veränderung begleitete. Da war keine menschliche Stimme vorhanden. Das fremde Geräusch durchwirbelte ihre Ohren. Es traf sie von allen Seiten, es war laut, sehr laut, als wären sie von Hunderten von Schlangen umgeben.

Und es war nicht nur in ihrem Kopf, sondern auch in ihr Bewußtsein eingedrungen. Es raubte einfach ihre Gedanken. Die Augen der Schlange saugten ihr Gehirn leer. Sheila war dabei, ihre Menschlichkeit zu verlieren. Sie würde nicht mehr so denken und handeln können wie ein Mensch. Sie spürte die fremde Macht, und bevor sie richtig wegkippte, dachte sie noch an ihren Mann und dessen Freund John Sinclair.

Wenn sie kamen, und sie kamen leider zu spät, dann würden sie wahrscheinlich zwei tote oder zumindest zwei veränderte Personen vorfinden…

***

»Die Rätsel werden größer werden«, sagte Suko, der neben mir saß und ebenso wie ich auf die Heckleuchten von Sheilas kleinem Golf schaute, mit dem Bill gekommen war. »Bestimmt.«

»Dann sollten wir uns fragen, welche es sind.«

Ich hob die Schultern. »Tut mir leid, ich weiß einfach zuwenig über die Ophiten.«

»Mir geht es genauso. Aber wen können wir fragen?«

»Lady Sarah?«

Suko nickte. »Kann sein. Möglicherweise besitzt sie Literatur darüber.«

»Aber erst morgen«, sagte ich. »Nur nicht mehr heute.«

»Warum nicht?«

»Weil ich noch dorthin möchte, wo Johnny und sein Freund Eric die Tierfänger entdeckt haben.«

»Ob der Täter an den Ort seiner Taten zurückkehrt, ist mehr als fraglich, John.«

»Stimmt. Aber was schlägst du sonst vor, abgesehen von einem Besuch bei Lady Sarah?«

»Einen anderen Besuch.«

»Schön. Und wo bitte?«

»Bei uns im Yard Building. In der Fahndungsabteilung wird man bestimmt froh über die kleine Abwechslung sein. Du darfst nicht vergessen, daß auch Johnny die Typen gesehen hat. Wenn sie auf unserer Liste stehen, kann er sie herausfinden.«

»Davon bin ich noch nicht überzeugt, Suko.«

»Warum nicht?«

»Es war dunkel, das weißt du selbst. Und dann muß alles ziemlich

schnell gegangen sein. Nicht mal die Wagennummer haben sich die beiden merken können.«

»Dann warten wir ab.«

»Sicher.«

Weit war es nicht zum Haus der Conollys gewesen. Ein paar Blocks durch die winterlich stille Gegend im Londoner Süden. In den Gärten und auf den Dächern der Häuser lag der Schnee, und an manchen Stellen der Straße und auf den Gehsteigen schimmerte hell das Glatteis.

Das Tor zur Zufahrt war nicht geschlossen. Bill lenkte den Wagen auf die Zufahrt und wir konnten oberhalb des leicht ansteigenden Geländes bereits das Haus der Conollys sehen, das ebenso erleuchtet war wie Teile des Gartens.

»Es ist alles so normal«, murmelte Suko vor sich hin.

»Wieso? Was stört dich daran?«

»Keine Ahnung.«

Ich kannte Suko und brauchte ihn nur anzuschauen, um herauszufinden, daß er auf keinen Fall mit der momentanen Lage zufrieden war. Ich täuschte mich, als ich darauf hoffte, daß er mehr über seine Gefühle sagen würde. Er blieb stumm.

Neben Bill hielt ich an. Der Reporter war bereits ausgestiegen und auf die Haustür zugegangen. Er brauchte sie nicht zu öffnen, denn Sheila war schneller. Als ich sie sah, fiel mir zunächst ein Stein vom Herzen.

Augenscheinlich schien ihr nichts passiert zu sein.

Die Conollys umarmten sich. Auch Bill war erleichtert. Er sprach mit seiner Frau, die nickte, und ich hörte den Namen ihres gemeinsamen Sohnes.

Dann konnten auch wir das Haus betreten. Sheila lächelte uns an, nickte und ging schon vor in den Wohnraum, wo wir auch Johnny fanden, der bereits seinen Bademantel trug und eigentlich hatte ins Bett gehen wollen.

Jetzt, wo wir gekommen waren, blieb er noch auf und setzte sich zu uns.

»Es ist etwas passiert, nicht wahr?« fragte Sheila. »Das sehe ich euch an.«

Bill gab es zu. »Wir haben die Schlange, die Eric umbrachte, leider töten müssen.«

»Warum denn leider?«

»Wir hätten sie gern untersucht.«

Damit kam Sheila nicht zurecht. »Mal ehrlich. Ist diese Schlange denn etwas Besonderes gewesen?«

Da Suko sie letztendlich vernichtet hatte, überließen wir ihm die Antwort.

»Ich konnte sie mit der Dämonenpeitsche, töten!« erklärte er. »Sie zerfiel. Sie löste sich auf. Es blieben Rauch und Asche zurück, glaube ich. Das alles deutet darauf hin, daß wir es nicht mit einer normalen Schlange zu tun haben.«

Sheila, die neben ihrem Mann saß, senkte den Kopf. »Womit dann?« wollte sie wissen.

»Das werden wir noch herausfinden«, erklärte ich.

»Heute?«

»Daran dachten wir.«

»Wie wollt ihr denn das schaffen?«

»Es ist mehr ein Versuch«, gab ich zu. »Johnny hat uns von diesem versteckten Home berichtet, in dem sich die Tierfänger eingerichtet haben. Da werden wir uns einmal umschauen.«

Sheila war skeptisch. »Glaubt ihr denn, daß ihr mehr finden werdet als die Polizei?«

»Keiner weiß es«, gab ich zu. »Aber einen Versuch ist es schon wert. Von dort fahren wir dann nach Hause. Ich würde dich nur bitten, Johnny, uns den Weg genau zu erklären.«

»Nicht nötig«, meldete sich Bill, »denn ich kann mitfahren.«

»Das ist ebenfalls nicht nötig«, erklärte ich, »denn du solltest bei deiner Familie bleiben, das wäre besser. Die Gefahr ist nicht vorbei, und die Frau haben wir auch nicht gefunden.« Ich wandte mich an Sheila und Johnny. »Oder habt ihr sie gesehen?«

»Nein«, erwiderten beide wie aus einem Mund. »Eben.«

»Glaubst du denn, John, daß sie noch einmal hier erscheint?« Bill zeigte seine Skepsis offen.

»Wir müssen auf Nummer Sicher gehen, mehr nicht. Und wir wollen auch nicht zuviel Zeit vertrödeln.« Ich wandte mich an Johnny. »Drei Männer zählten zu dieser Gruppe - oder?«

»Ja.«

»Du hast nicht viel von ihnen gesehen?«

»Nein, nur von dem einen, und der trug auf seinem Kopf eine Strickmütze. Die hatte er zudem noch in die Stirn gezogen, als wollte er seine Augen verdecken.«

»Dafür die Frau?«

Johnny nickte. »Sie sah ich deutlicher.«

Ich winkte ab. »Die Beschreibung kannst du dir sparen.« Ich stieß Suko an. »Sollen wir?«

»Wäre nicht schlecht.«

»Dann komm!«

Wir standen auf. Die Conollys blieben sitzen. Die Stimmung kam mir gedrückt vor. Sie war anders als sonst, das war auch mir aufgefallen, aber ich sprach nicht darüber. Es konnte auch an der Müdigkeit liegen, die alle erfaßt hatte.

»Ich bringe euch noch zur Tür«, sagte Bill. Er hatte sich ebenfalls erhoben.

Sheila lächelte und winkte mir zum Abschied zu. Das gleiche tat ihr Sohn.

Wenig später standen wir wieder in der Kälte. »Gib auf deine Familie acht«, bat ich Bill.

Er lächelte. »Warum sagst du das so?«

»Eine Floskel.«

Bill schaute mich an. Da ich nichts mehr hinzufügte, nickte er. Somit war für ihn die Sache erledigt.

Wir stiegen in den Rover, wendeten auf dem Platz vor der Garage und rollten dem Ausgang entgegen.

Beide schwiegen wir, und das war nicht gerade üblich…

***

Im Wohnzimmer fand Bill nur eine Frau vor, die intensiv gähnte, was den Reporter zu einer Bemerkung veranlaßte: »Ja, ja, wer sich in den Nächten herumtreibt, darf sich nicht wundern, wenn er mal müde wird.«

»Wo treibe ich mich denn herum?«

»Keine Ahnung.«

»Ich bin trotzdem kaputt.«

Bill blieb hinter ihr stehen und strich ihr über ihr Haar. »Ob du es glaubst oder nicht, ich bin es auch.«

»Dann laß uns zu Bett gehen.«

»Einverstanden.«

Johnny hatte sich schon in sein Zimmer zurückgezogen, wie Bill auf Nachfragen erfuhr. »Für ihn war es auch verdammt anstrengend gewesen«, erklärte Sheila.

»Kann er denn schlafen?«

»Ich werde mal nach ihm sehen. Schließlich ist an diesem Abend ein Freund von ihm gestorben, das verkraftet man nicht so leicht.«

»Nein, Bill, laß ihn doch in Ruhe. Reg ihn nicht auf. Er wollte sich wirklich hinlegen.«

»Das kann er doch.« Bill schüttelte den Kopf. »Du bist vielleicht komisch.« Er verstand Sheilas Verhalten nicht. Normalerweise hätte sie darauf gedrängt, daß er als Vater in einer derartigen Situation mit seinem Sohn sprach, doch in diesem Fall hatte sie sich schon komisch verhalten.

Bill klopfte höflich, bevor er das Zimmer seines Sohnes betrat. Er hatte ihn zwar nicht sprechen hören, trotzdem drückte er die Tür auf.

Johnny lag tatsächlich im Bett. Als er die Gestalt seines Vaters sah, richtete er sich auf.

»Na, Junior«, sagte Bill und nahm auf der Bettkante Platz. »Wie geht

es dir denn?«

»Na ja…«

»Bescheiden, wie?«

»Es geht so.«

»Denkst du oft an Eric?«

Johnny nickte. »Klar, muß ich an ihn denken. Aber ich denke auch daran, daß ich Glück gehabt habe.«

»Das kann man wohl laut sagen!« Bill strich über das Haar seines Sohnes.

»Du hast verdammt viel Glück gehabt, mein Junge. An Erics Stelle hättest du auch sein können. Na ja, versuchen wir es zu vergessen. Vielleicht finden ja John und Suko etwas.«

»Meinst du?«

»Klar, die werden sich schon umschauen. Irgendwo müssen wir die Spuren der Bande ja aufnehmen. Und wenn wir einen dieser Kerle haben, dann wird er uns auch an das eigentliche Ziel heranbringen, das kann ich dir versprechen.«

»Wen meinst du denn damit, Dad?«

»Diejenigen, deren Spuren wir im Garten gesehen haben. Als ich vorhin ankam, habe ich sie wieder gesehen, aber es sind zum Glück keine neuen hinzugekommen.«

»Dann ist sie verschwunden?«

»Daran glaube ich, Johnny. Aber ich würde nicht unterschreiben, daß sie für alle Zeiten weg ist. Die kommt noch mal wieder, das steht für mich fest. Und dann hoffe ich, sie entsprechend empfanden zu können, das verspreche ich dir.«

Bill entging das Lächeln seines Sohnes. Hätte er es gesehen, dann hätte er sich auch darüber gewundert, denn es war irgendwie wissend und hinterlistig.

Bill schlug Johnny auf die Schulter. »Was auch passiert ist, versuche trotzdem, einige Stunden zu schlafen. Morgen früh sehen wir dann weiter. Ich werde mich noch um die Familie Ganter kümmern müssen, wenn sie aus dem Urlaub zurückkehrt. Und auch um Judy, die mit einem Schock im Krankenhaus liegt.«

»Sonst ist ihr nichts passiert?«

»Zum Glück nicht.« Bill stand auf. Er schickte seinem Sohn noch einen Gruß zu, dann hatte er das Zimmer verlassen, aber die Tür nicht geschlossen.

Johnny legte sich nicht zurück. Er wartete so lange, bis die Schritte seines Vaters verklungen waren, dann drehte er sich auf die Seite und verließ sein Bett.

Für einen Moment blieb er nachdenklich stehen. Wie jemand, der sich nicht für eine bestimmte Sache entscheiden konnte. Schließlich ging Johnny auf die Tür zu und schloß sie.

Er war zufrieden.

Aber er wollte auch nichts übertreiben, obwohl die Zeit drängte. Zum Glück war sein Vater nicht länger bei ihm geblieben, sonst wäre er in die Zwickmühle geraten. Der Junge huschte auf das Fenster zu und öffnete es.

Die kalte Luft erwischte ihn wie ein Strom. Er beugte sich trotzdem vor, schaute nach links und rechts und stieß dabei ein Geräusch aus, das an das Zischen einer Schlange erinnerte. Es war so etwas wie ein Locklaut gewesen, und Johnny hatte damit auch Erfolg gehabt, denn aus dem Dunkeln löste sich katzenhaft eine Gestalt.

Es war Snake!

Sie blieb am Fenster stehen. Ihre Blicke vertieften sich in Johnnys Augen, der so praktisch gezwungen war, ihr die Wahrheit zu erzählen. Er berichtete vom Vorhaben seiner Freunde, und die Frau mit den Schlangen hörte gut zu.

Sie bedankte sich schließlich.

»Was willst du jetzt tun, Snake?«

»Nichts. Ich sage nur meinen Freunden Bescheid. Diesmal wird ihnen keiner entkommen.«

»Ja, das ist wichtig.« Johnny wußte nicht, auf welchem Weg die Person Bescheid sagen wollte, aber sie war mächtig genug, um es auf rätselhafte und magische Weise geschehen zu lassen, wenn sie ihre übersinnlichen Kräfte einsetzte.

Johnny schloß das Fenster und zog sich wieder zurück. Mit einem zufriedenen Gefühl legte er sich wieder in sein Bett. Er war davon überzeugt, genau das Richtige getan zu haben…

***

»Du bist so komisch«, sagte Suko zu mir.

»Du nicht?« fragte ich zurück.

»Was meinst du damit?«

»Ich würde sagen, daß du auch nicht wie früher bist, mein Freund. Zwar bist du kein großer Redner, aber deine neue Stummheit wundert mich schon.«

»Ich denke eben nach.«

»Sehr schön. Und worüber?«

Suko räusperte sich. »Tja, mein Lieber, worüber sollte ich schon nachdenken?«

»Sag es.«

»Über das gleiche Problem wie du.« Ich gab das Versteckspiel auf und sagte: »Also über die Familie Conolly.«

»Richtig.«

»Und was hat dir nicht gefallen?«

»Wenn ich das wüßte…«

Ich konnte das leise Lachen nicht unterdrücken. »Du weißt es, Suko, du weißt es genau, aber du hältst dich bewußt zurück, um zu erfahren, was ich denke.«

»Was denkst du denn?«

»Zuerst habe ich dich gefragt. Also bist du auch an der Reihe, eine Antwort zu geben.«

Suko winkte ab. »Du sollst deinen Willen haben, alter Freund. Ich denke, daß sich die Conollys schon seltsam benommen haben.«

»Alle?«

»Nein, Bill nicht.«

Ich nickte. »Damit sprichst du mir aus der Seele. Erinner dich, als wir ankamen. Wie ist es sonst, wenn wir bei den Conollys auftauchen? Wir erleben eine herzliche Begrüßung. Sheila kommt, sie umarmt uns, sie freut sich, und irgendwie hat man sich auch daran gewöhnt, sage ich mal so locker.«

»Stimmt.«

»Aber das alles passierte heute nicht. Sheila und auch Johnny benahmen sich ziemlich kühl, beinahe schon abweisend. So begrüßt man keine Freunde.«

»Wenn man es anders kennt«, sagte Suko.

»Eben.«

Der Inspektor atmete tief ein. »Mir ist es so vorgekommen, als hätten sich Sheila und Johnny von uns ferngehalten. Ich will nicht schwarzmalen, aber das Gefühl hatte ich, und ich weiß nicht, wie es dir dabei ergangen ist.«

»Ebenso.«

»Freut mich.«

»Ob das ein Grund zur Freude ist, weiß ich nicht. Aber ich möchte dich fragen, Suko, woran es liegen könnte. Hast du dir darüber schon Gedanken gemacht?«

»Nein.«

»Das glaube ich dir nicht.«

Er lachte. »Wirklich, John, ich habe kein Ende gefunden. Okay, ich machte mir Gedanken, nur konnte ich keinen Schluß finden, sondern sagte mir, daß Mutter und Sohn durch Eric Ganters Tod stark mitgenommen waren. Das ist eine Erklärung.«

»An die du aber nicht glauben willst.«

»Woher weißt du das?«

Ich lachte leise. »Das habe ich dir angesehen. Du bist irgendwie von der Rolle. Sheila und Johnny haben sich in der Tat seltsam verhalten. Wir können uns da nicht hineindenken. Für mich waren sie distanziert. Sie wollten uns beide nicht zu nahe an sich herankommen lassen, denke ich mal.«

»Das befürchte ich auch. Und dafür wird es einen Grund geben. Noch

haben wir Zeit, darüber nachzudenken. Oder würde dir auf die Schnelle nichts einfallen?«

Ich schwieg. Ja, wir hatten Zeit. Wir rollten durch die Dunkelheit und hatten das bewohnte Gelände verlassen. Ich mußte mich auf den Weg konzentrieren, hatte deshalb das Fernlicht eingeschaltet und hielt in seinem Schein nach einem Hinweis Ausschau, über den Johnny gesprochen hatte.

Es war ein Mast, der sich aus dem Gelände hochreckte. Ein beleuchteter Sendemast, und sehr bald schon entdeckte ich den in der Luft schwebenden Lichtpunkt, der die Spitze des Signalmastens markierte.

»Da ist er«, sagte ich.

»Okay, dann fahre rechts vorbei.«

Wir fanden tatsächlich einen Weg, der rechts an diesem Mast vorbeiführte.

Über ihn hatte Johnny auch gesprochen und auch über den schmalen Weg, der durch das leere Gelände schnitt.

Es war keine Straße, sondern wirklich nur ein Weg. Wir rumpelten über den unebenen Boden, der von gefrorenem Schnee bedeckt war. Zur rechten Seite hin öffnete sich das Gelände. Die Dunkelheit lag über ihm wie eine große Decke, und durch sie hindurch leuchteten nur wenige.

Sterne.

Der Wind war stärker geworden. Er kündigte einen Wetterwechsel an, auch das hatten wir gehört. Noch wehte er scharf und eisig, aber das würde sich ändern.

Links von uns wuchsen die Bäume wie Schatten. Sie standen nicht dicht beisammen, sondern bildeten eine lichte Wand, und irgendwo vor diesem Wald würden wir das verlassene Haus finden, das schon mehr einer Baracke glich, wie Bill uns gesagt hatte.

Sollte jemand auf uns warten, würde er uns schon sehr früh sehen. Das Licht war ein Verräter, aber verzichten konnten wir nicht darauf. Es war einfach zu gefährlich, im Dunkeln zu fahren, und so folgten wir dem tanzenden Schein, als würden wir ins Ungewisse rollen.

»Ich weiß nicht, ob wir uns richtig verhalten haben«, sagte Suko zu mir.

Er quälte sich mit Selbstzweifeln, das hatte ich schon aus seiner Stimme herausgehört.

»Wie kommst du darauf?«

»Ich denke noch immer an die Conollys.«

»An alle?«

»Nein, John, an Sheila und Johnny. Beide haben sich nicht normal uns gegenüber verhalten. Wie Menschen, die etwas zu verbergen haben, und dies auch auf alle Fälle tun.« Er schlug gegen seine

Handfläche.

»Warum ist es Bill nicht aufgefallen, verflucht! Warum nicht, John? Kannst du mir das sagen?«

»Sind wir überempfindlich?«

»Nein, wir haben nur Augen im Kopf. Je mehr ich über dieses Problem nachdenke, um so größer werden meine Sorgen. Denn irgend etwas ist mit den beiden geschehen.«

»Okay, Suko. Einigen wir uns darauf, daß wir auf dem Rückweg wieder bei den Conollys vorbeischauen.«

»Sehr gut. Es ist das mindeste, was wir tun können.«

Ich war schon verwundert, denn so hatte ich meinen Freund selten erlebt. Er zeigte sich völlig verändert. Er wirkte wie jemand, der auf dem Sprung ist und jeden Augenblick erwartet, daß er angegriffen wird.

Zunächst einmal hatten wir andere Probleme, denn wir fuhren bereits auf das Ziel zu. Einige Bäume tauchten im blassen Licht der Scheinwerfer auf. Sie wirkten wir bleiche Gespenster, als das Licht sie erwischte. Es tanzte auch an ihnen vorbei, zerstörte die Dunkelheit zwischen den Lücken und auch das einsame Haus wurde sichtbar. Es lag rechts von uns, und es wirkte tatsächlich wie ein Stall, ein Schuppen, in dem Menschen irgendwelche Tiere hielten.

Ich war langsamer gefahren. Suko, der links neben mir saß, schaute sich gespannt um, aber die Dunkelheit außerhalb der Scheinwerferlanzen war einfach zu dicht. Sie ließ nichts hindurch, das uns oder ihn hätte mißtrauisch machen können.

Ich ließ den Rover an der Längsseite des Hauses vorbeirollen und suchte einen Platz, um ihn wenden zu können. Das klappte ein Stück weiter. So schaukelte er über den hart gefrorenen Boden, und sogar der Holzstoß wurde von den Lichtstrahlen erfaßt, als ich den Wagen drehte.

Dann stand er mit der Schnauze in Fahrtrichtung, und ich löschte das Licht.

Suko stieg als erster aus. Ich folgte ihm langsamer. Mein Freund war neben dem Rover stehengeblieben. Das Haus lag an der linken Seite. Dort schaute er hin, aber er sah nicht ein Licht hinter einem der Fenster funkeln.

Ich ging um die Kühlerschnauze herum und blieb neben meinem Freund stehen. »Ausgeflogen?« sagte er.

»Bist du sicher?«

»Es sieht so aus. Was sollte diese Typen denn hertreiben? Kannst du mir das sagen?«

»Nein. Aber weshalb sind wir dann hergekommen?«

Suko hob die Schultern. »Intuition? Es kann ja noch etwas passieren. Noch ist nicht aller Tage Abend.«

»Dann schauen wir uns mal das nette Häuschen an. Ich möchte es nicht mal geschenkt bekommen.«

Suko gab keine Antwort. Statt dessen schnüffelte er, und das wiederum fiel mir auf. »He, hast du was?«

»Ja, mich stört der Geruch.«

»Wieso denn das?«

Mein Freund richtete den Strahl seiner Lampe auf die Eingangstür. »Es riecht nach Tieren.«

»Das soll wohl so sein. Schließlich haben sich die Typen dieses alte Haus als Versteck ausgesucht.«

»Da hast du recht.«

Während sich Suko um die Tür kümmerte, hatte ich ihm den Rücken zugedreht und starrte in die Dunkelheit. Hier in der Nähe gab es kein Licht, es war so gut wie nichts zu sehen, auch wenn sich die Augen an die Finsternis gewöhnt hatten. Und hätten nicht noch Schneereste auf dem Boden gelegen, wäre alles nur noch düsterer gewesen. So hatte sich die Landschaft in ein kleines Puzzle aus Hell und Dunkel verwandelt, wobei die dunkleren Stellen überwogen.

Niemand bewegte sich durch die Dunkelheit. Wenn die Typen tatsächlich zurückgekehrt waren, was ich noch immer nicht glaubte, hätte es keinen Sinn für sie gehabt, sich zu zeigen. Sie hätten wohl aus ihrer sicheren Deckung heimtückisch schießen können, was ich auch befürchtete und ich deshalb froh war, als Suko die Tür endlich aufbekommen hatte, aber ein Angriff war nicht erfolgt.

»Bitte einzutreten, Sir«, murmelte mein Freund und trat als erster auf die Schwelle.

Der Raum, in den wir jetzt hineingingen, mußte der gewesen sein, in dem Johnny Conolly die Frau mit dem kalten Gesicht gesehen hatte. Wir beide entdeckten keinen.

Eine völlige Stille umgab uns. Wir hörten unseren Atem deshalb lauter, und ich sah die Vorhänge an den kleinen Fenstern, die ich vorzog.

Dann schaltete ich das Licht ein.

Wir befanden uns in einer Küche. Zumindest wiesen die spärlichen Möbelstücke darauf hin. In der Ecke stand ein schmaler Gaskocher auf einem Tisch, davon hatte uns Johnny nichts erzählt.

Geputzt hatte hier niemand. Auf dem Boden lag der Schmutz so dick, daß sich bereits Spuren abzeichneten. Tapeten gab es auch keine, aber eine Tür, die in einen anderen Raum führte. In den Stall, wenn mich nicht alles täuschte.

Ich ging auf die Tür zu und zog sie vorsichtig auf. Es hatte keinen Sinn, denn die quietschenden Geräusche konnte ich trotzdem nicht vermeiden. Allerdings blieb ich bei diesem Vorgehen so gut wie möglich in Deckung. Suko leuchtete mit seiner Lampe an mir vorbei,

hinein in einen leeren Stall.

Hier konnten Tiere eingesperrt werden. Und es roch entsprechend, denn niemand schien den Stall gesäubert zu haben.

»Wir sollten auf Schlangen achten«, sagte Suko.

»Daran glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil man uns geleimt hat. Ich habe immer mehr den Eindruck, daß wir uns auf einer falschen Fährte befinden, Suko. Egal, wir müssen hier durch und schauen uns jetzt alles an.«

Viel gab es wirklich nicht zu sehen. Keine Käfige, keine Tische, eben nur der nackte Betonboden, der zahlreiche Risse bekommen hatte.

»Weißt du, warum wir hier keine Käfige finden, John?«

»Du wirst es mir gleich sagen.«

»Mach ich auch. Die haben die Tiere nämlich in den Käfigen hergeschafft, verstehst du?«

»Na und? Soll uns das stören?«

»Ich zähle nur das zusammen, was ich sehe. Jedenfalls scheinen wir einen Schlag ins Wasser gelandet zu haben.« Suko hob die Schultern.

»Die Fahrt hätten wir uns sparen können. Dann wären wir jetzt noch bei den Conollys.«

»Die liegen dir im Magen, wie?«

»Und wie die mir im Magen liegen, John. Sheila und Johnny haben sich auf eine Art und Weise verändert, daß wir einfach mißtrauisch werden mußten.«

»Aber wir haben nichts gesagt.«

»Stimmt.«

»Warum nicht?«

Suko hob die Schultern. »War es Routine?«

»Schon möglich.«

Mein Freund drehte sich. Die Lampe machte die Bewegung mit. Ihr Strahl huschte über die schmutzigen Wände hinweg, kroch auch an der Decke entlang, aber es gab kein Ziel, das uns tatsächlich weitergebracht hätte. Wenn ich Suko so reden hörte, dann konnten wie uns durchaus als geleimt vorkommen. Man hatte uns weggeschickt, reingelegt, um uns weit vom Schuß zu haben.

»Wir verschwinden wieder!« sagte ich.

»Das wollte ich dir gerade vorschlagen. Wahrscheinlich haben wir schon zuviel Zeit verloren, und die andere Seite lacht sich dabei ins Fäustchen.«

Diesmal ging ich vor und betrat auch als erster das Freie, wo die Nacht noch immer ihren kalten Mantel nicht verloren hatte. Es war nicht mehr so still wie zuvor. Das mochte am Säuseln des Windes liegen, der um das alte Haus wehte und sich an bestimmten Stellen fing, wo er ein Klagelied anzustimmen schien.

Suko zerrte die Tür noch hinter mir zu. Er mußte ein paar kleine Schritte gehen, um mich zu erreichen.
»Ist was?« fragte er.
»Das weiß ich nicht.«
»Es hat sich also nichts verändert?«
»Nein.«
»Du bist trotzdem nicht zufrieden.«
Suko hatte den Punkt erwischt. Ich war auch nicht zufrieden. Ich ärgerte mich zwar nicht, aber ich selbst kam mir unruhig vor, als wäre etwas in der Nähe, das nur auf bestimmte Reaktionen von unserer Seite gewartet hatte. Ich ertappte mich dabei, daß ich auf Bewegungen horchte. Auf ein leises Rascheln oder Kratzen, wenn ein Schlangenkörper in meiner Nähe über den Boden glitt. Das trat nicht ein. Wir erreichten unseren Wagen, ohne daß etwas passiert wäre.
Daß Suko auf der Rückfahrt das Steuer übernehmen sollte, hatten wir schon zuvor abgemacht. Er schloß die Fahrertür auf, stieg aber noch nicht ein, sondern schaute mich an. Meine Haltung schien ihm nicht zu gefallen. »Du hast doch was, John.«
»Irgendwo schon.«
»Und?«
»Ich sehe keinen Menschen, Suko, aber ich weiß, daß jemand in der Nähe lauert. Das sagt mir mein Gefühl. Nichts hat sich verändert, und trotzdem ist etwas anders geworden.«
Mein Freund hütete sich davor, über diese Worte zu lachen. Im Lauf der Jahre waren wir beide für gewisse Dinge sensibilisiert worden. Da spielten Gefühle, Strömungen und Verhaltensmuster oft genug eine Rolle.
Auch Suko wollte noch nicht einsteigen. Immer wieder drehte er sich auf der Stelle. Ich sah, daß sich seine rechte Hand in der Nähe der Beretta befand. Wenn es sein mußte, konnte er die Waffe blitzschnell ziehen.
Sekunden vergingen. Wieder war nichts passiert. Trotzdem konnten wir nicht beruhigt sein.
Ich öffnete die Wagentür. Die Innenbeleuchtung ging an, deshalb kam ich mir beim Einsteigen vor wie eine Zielscheibe und löschte sie sofort.
»Sehr gut«, sagte Suko beim Einsteigen.
»Was?«
Er deutete nach oben.
Ich schloß die Tür, setzte mich richtig hin, auch Suko griff bereits nach dem Gurt, um sich anzuschnallen, als wir beide zugleich in der Bewegung stoppten.
»Da stimmt was nicht!« flüsterte mein Freund. »Aber was?«
»Hör zu, John, das ist zwar unser Wagen, aber ich komme mir

trotzdem vor, als säße ich in einem fremden. Und komischerweise auch viel tiefer, aber nicht nur an einer, sondern an vier verschiedenen Stellen. Muß ich dir noch sagen, was ich meine?«

»Nein, das brauchst du nicht. Irgend jemand hat uns die Reifen zerstochen…«

***

Bill Conolly hatte das Zimmer seines Sohnes verlassen und war nachdenklich geworden. Im Haus war es ruhig, verständlich, aber ihm ging die Stille schon auf die Nerven. Er war nervös, nicht nur wegen der Ruhe, sondern auch wegen der Spuren im Garten. Bill konnte sich vorstellen, daß sich die Schlangenfrau noch in der Nähe des Hauses aufhielt, und das machte ihn nervös. Er nahm sich vor, noch einen Rundgang zu machen, wollte aber zunächst mit seiner Frau darüber reden, die bereits im Wohnzimmer saß. Sie machte einen abwesenden und beinahe schon apathischen Eindruck, denn sie schaute ins Leere und rührte sich kaum, als Bill in ihre Nähe trat.

»Alles okay?« fragte er.

Sheila hob die Schultern. »Ich bin nur müde, verstehst du?«

»Ja, das glaube ich.«

»Deshalb gehe ich gleich ins Bett.«

»Und ich komme etwas später nach.«

Sheila runzelte die Stirn. »Etwas später? Hast du vielleicht noch etwas vor?«

»Auch wenn du dich darüber aufregen solltest, ich möchte noch einen letzten Rundgang um das Haus machen.«

»Das bleibt dir überlassen.«

»Gut, bis gleich.«

»Da werde ich wohl schon im Bett liegen.« Sie strich durch ihr Gesicht.

»Mir reichte es.«

Bill lächelte seiner Frau noch einmal zu, dann verließ er den Wohnraum.

Im Flur veränderte sich sein Gesichtsausdruck, aber er beschäftigte sich nicht mit seinen Gedanken, sondern drückte sie weit weg, als er die Jacke vom Haken nahm.

Später dann - draußen - kam er schon ins Grübeln, und der Grund dafür hieß Sheila.

Sie hatte sich auf eine ungewöhnliche Art und Weise verhalten, sich seltsam benommen und war ihm sogar fremd geworden. Eine Erklärung fand er dafür nicht. Aber er war kein Mensch, der dieses Verhalten so einfach hinnahm. Er würde Sheila fragen, wenn sie im Bett lag. Bill war sicher, daß beide so leicht keinen Schlaf finden konnten.

Als er die Stelle erreicht hatte, wo sich die ersten Spuren abzeichneten, blieb er stehen. Eine Taschenlampe hatte sich der Reporter eingesteckt.

Er leuchtete die Abdrücke an und mußte sich eingestehen, daß keine neuen hinzugekommen waren. Zumindest nicht hier an der Stelle, aber das Haus war ja viel größer.

Er hatte den Kragen hochgestellt, um sich gegen den kalten Wind zu schützen. Der Garten lag in einer üblichen nächtlichen Stille vor ihm.

Dort bewegte sich nichts Fremdes. Es war alles in Ordnung. Jenseits des Grundstücks sah er die schwachen Lichter des Nachbarhauses, auch das kannte er. Es gab nichts, über das er sich hätte aufregen können.

Aber diese Nacht war nicht die letzte. Bill empfand sie als anders. Es hatte in den letzten Stunden eine große Umkehr gegeben, als das Unterste nach oben gestülpt worden war. Selbst der Flug eines Vogels störte ihn und ließ ihn zusammenzucken.

Er fühlte sich in seiner eigenen Umgebung fremd, und das hatte bestimmt einen Grund.

Er ging an der Rückseite entlang. Im Wohnraum brannte kein Licht mehr.

Er konnte auch nicht durch die Scheibe schauen, denn Sheila hatte das Rollo nach unten fahren lassen. Wenn das passierte, war es ein Zeichen dafür, daß sie im Bett lag.

Bill folgte dem schräg in die Tiefe gerichteten Lichtarm. Hin und wieder sah er die Abdrücke. Sie waren an den Rändern hart gefroren, verkarstet, und er konnte auch nicht herausfinden, wem sie genau gehörten, denn mittlerweile hatten er und sein Sohn ebenfalls Spuren hinterlassen.

Verrückt machen lassen wollte er sich nicht. Er mußte die Nerven behalten.

Wenn er durchdrehte, war das schlecht.

Glücklicherweise gab es keinen Grund dafür. Bill blieb relativ gelassen, da er nichts Fremdes entdeckte. Alle Spuren waren verwischt oder noch so vorhanden, wie er sie schon einmal gesehen hatte. Er waren keine neuen Abdrücke hinzugekommen.

Nach einer guten Viertelstunde hatte Bill seinen Weg hinter sich gelassen und stand wieder vor der geschlossenen Haustür, die er aufschloß.

Er betrat sein Haus. Sheila und Johnny lagen im Bett. Es war entsprechend ruhig, und Bill ärgerte sich darüber, daß ihm diese Ruhe auf die Nerven fiel.

Sie war nicht anders als sonst, aber sie war vorhanden. Oder er empfand sie nur so.

Sheila hatte im Eingangsbereich das Licht brennen lassen, das auch

Bill nicht löschte, ebensowenig wie das Außenlicht. Er nahm sicherheitshalber noch das Handy mit und steuerte das Schlafzimmer an, neben dem auch das geräumige Bad lag.
Sheila schlief noch nicht. Sie hockte im Bett, hatte hinter sich das Kissen hochgestellt, damit sie eine Stütze hatte und hielt ein Buch zwischen ihren Händen. Sie ließ es sinken, als Bill das Zimmer betrat und etwas verlegen lächelnd stehenblieb.
»Nun? Was gefunden?«
»Nein, zum Glück nicht.«
»Na also«, sagte Sheila. »Ich bin sowieso der Ansicht, daß dieser ganze Spuk vorbei ist.«
»Ich würde es mir wünschen.«
»Das klingt, als glaubtest du nicht daran.«
»Ich weiß es nicht, Sheila. Ich weiß es wirklich nicht.« Bill ging zu seiner Bettseite, wo er das Handy auf die Nachtkonsole legte. »Ich werde mich noch kurz duschen, dann komme ich auch. Irgendwie habe ich das Gefühl, nach Tierblut zu riechen.« Sheila lachte.
Bill betrat das Bad vom Schlafzimmer aus. Er schaltete nicht das grelle Licht ein, sondern die Lampen an den Wandseiten. Eigentlich hätte er auf die Dusche zugehen können, aber er blieb schon im Schrittansatz stehen, denn er mußte über Sheilas letzte Antwort nachdenken. Sie hatte nicht geantwortet, sie hatte nur gelacht. Genau das war dem Reporter so ungewöhnlich aufgestoßen. Es war einfach nicht ihre Art, über so etwas zu lachen. Sie hätte ihm eher einen Vorwurf wegen dieses Vergleichs gemacht, das hätte er akzeptieren können.
Bill zog sich aus.
Es war wie immer. Die gleichen Bewegungen, das Herausholen des Pyjamas, nichts hatte sich verändert, und nichts wies auf eine Veränderung hin.
Dennoch war es anders als sonst.
Sie hatte gelacht!
Diese eine Sache fuhr ihm durch den Kopf, als das Wasser aus der Duschtasse über seinen Körper rauschte. Bill konnte ihn nicht loswerden, und er dachte auch darüber nach, wie sich Sheila zuvor verhalten hatte, als noch der Besuch bei ihnen gewesen war.
Nicht besonders, das gab er schon zu. Einfach anders als sonst. Viel ruhiger. Sie hatte sich kaum an dem Gespräch beteiligt und immer nur den Eindruck erweckt, als wäre sie mit ihren Gedanken ganz woanders gewesen.
Komisch…
Bill reichte es, wenn er sich nur kurz abduschte. Er wollte so rasch wie möglich ins Schlafzimmer und mit seiner Frau einige Sätze reden.
Bill rieb sich trocken, bevor er in den Schlafanzug schlüpfte. Er

konnte nicht sagen, weshalb er sich so beeilte, aber er wollte unbedingt über gewisse Probleme mit ihr sprechen.

Sheila lag noch immer in derselben Haltung. Aber sie las nicht mehr.

Das Buch hatte sie zur Seite gelegt. Eigentlich hätte sie ihren Kopf drehen und ihren Mann anschauen müssen, so jedenfalls kannte Bill es von zahlreichen Gelegenheiten her, aber nichts dergleichen passierte.

Sie blieb stumm und auf irgendeine Art und Weise sogar desinteressiert.

Ihre Augen verfolgten Bills Weg nicht, der sich auf sein Bett setzte, nach hinten kippte und sich dabei so drehte, daß er auf dem Rücken lag wie Sheila.

»Ich mache das Licht aus«, sagte sie.

Auch wieder eine Handlung, die der Reporter nicht verstand. »Nein, bitte nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich mich noch mit dir unterhalten will.«

»Das kannst du auch im Dunkeln, davon einmal abgesehen, Bill. Aber ich verspüre keine Lust mehr auf eine Unterhaltung.«

»Warum denn nicht?«

Sheila stöhnte auf. Bill, der in ihr Gesicht schielte, bekam schon den leicht abweisenden Ausdruck mit. Sie sah beinahe so aus, als wäre ihr der Ehemann zuwider.

Nur konnte Bill das nicht glauben. Es gab für ihn auch keinen Grund, sich so zu verhalten. Aber Bill war kein Mann, der die Flinte so leicht ins Korn warf.

Er streckte seinen linken Arm nach links, berührte Sheila, die aufgrund dieses Kontaktes heftig zusammenzuckte, als hätte sie eine fremde Hand gespürte.

»Laß mich doch!«

Jetzt regte sich Bill auf. »Verdammt noch mal, was ist denn los?«

»Nichts, ich bin müde.«

»Okay, das verstehe ich.« Er richtete sich auf und drückte seinen Körper nach links, damit er Sheila anschauen konnte. »Ich begreife, daß du müde bist.« Er sprach weiter, obwohl sie sich umdrehte. »Aber deshalb brauchst du nicht so abweisend zu reagieren. Das kenne ich nicht von dir, das ist auch nicht normal, und es hat auch seinen Grund.«

Bill erhielt keine Antwort, denn seine Frau löschte von einer Sekunde zur anderen das Licht.

Nur mühsam unterdrückte der Reporter einen Fluch. Er wollte die Lage nicht noch mehr zuspitzen. So blieb er auf dem Rücken liegen, voller Wut. Er starrte zur Decke, und zerbrach sich den Kopf über den Grund.

Etwas war geschehen, das stand fest. Etwas hatte bei Sheila für diese

Veränderung gesorgt, und wenn er genauer nachdachte, kam ihm auch sein Sohn nicht mehr so normal vor.

Was war geschehen?

»Sheila…?«

Nach einer Weile gab sie die Antwort. »Was ist denn?« Der Satz klang unwirsch.

»Verdammt, ich möchte von dir wissen, was passiert ist. Ich habe ein Recht darauf, es zu erfahren. Hier muß etwas gelaufen sein, da kannst du sagen, was du willst.«

»Daß ich müde bin?«

»Es ist nicht nur das.«

»Sondern?«

»Deine Reaktion ist so fremd. Völlig anders, beinahe schon auf den Kopf gestellt. Ich habe allmählich den Eindruck, neben einer Fremden zu liegen.« Er wußte nicht, ob er Sheilas Schweigen positiv oder negativ werten sollte, gestand ihr aber eine positive Alternative zu.

»Sagst du nichts?«

»Nein.«

»Du willst nicht mehr mit mir reden?«

»Nicht jetzt.«

»Gut. Wann wieder?«

Sheila stöhnte. »Himmel, du stellst dich an wie ein kleines Kind. Akzeptiere doch endlich, daß ich meine Ruhe haben will. Nichts anderes verlange ich. Ist das schon zuviel für dich?«

»Im Normalfall nicht.«

»Dann sei jetzt still.«

Bill wußte, daß er in diesem Fall bei seiner Frau auf Granit biß. Die würde ihm nicht mehr entgegenkommen. Sie hatte sich von ihm abgekapselt. Möglicherweise sogar in ihre eigene Welt verkrochen, wer konnte das schon außer ihr selbst sagen?

Der Reporter wußte auch, daß er in den vor ihm liegenden Stunden entweder keinen oder nur wenig Schlaf finden würde. Diese Nacht war noch nicht vorbei, da lag noch einiges vor ihm, und es würde auch etwas passieren, das stand fest.

Die Ruhe gefiel ihm auch nicht. Sie zerrte an seinen Nerven. Deshalb versuchte er, sich auf die Geräusche zu konzentrieren, die trotzdem noch vorhanden waren.

Neben ihm lag ein Mensch, und der mußte atmen, doch Sheila war nicht zu hören.

Bills eigener Herzschlag kam ihm lauter vor.

Minuten verstrichen.

Seine Unruhe stieg.

Bis die Stille plötzlich von einem Laut unterbrochen wurde, der Bill Conolly elektrisierte.

Links neben sich hörte er ein Zischen.
Das Geräusch ließ einen kalten Schauer über seinen Rücken fahren, denn so zischte kein Mensch, sondern eine Schlange.
Aber sie lag nicht hier im Bett, sondern Sheila.
Oder nicht…?

***

Ich hatte schon die Hand ausgestreckt, um die Tür zu öffnen, weil ich draußen nachschauen wollte, aber es war nicht nötig. Die kaputten Reifen waren Realität und sie hatten auch nicht alle vier von allein ihre Luft verloren. Da hatte jemand nachgeholfen.
»Das war eine Falle, John!«
»In der Tat.«
»Womit rechnest du?«
Ich hob die Schultern. »Mit allem.«
»Wir sitzen auf dem Präsentierteller.«
»Zum Glück im Dunkeln«, gab ich leise zurück und bewegte mich bereits nach vorn. So machte ich mich so klein wie möglich, aber ich konnte nur durch die Frontscheibe nach vorn schauen und auch in den Rückspiegel peilen, um mitzubekommen, was hinter dem Fahrzeug passierte.
Auch Suko hatte sich kleiner gemacht. Daß wir in einer Falle steckten, war klar. Es würde sicherlich ein Nervenspiel beginnen, in dem wir die schlechteren Karten hatten, weil wir einfach begrenzt waren. Wir steckten in unserem Rover fest. Mit zerstochenen Reifen kamen wir nicht weit.
»Es wird wohl spannend«, sagte Suko und zerrte seine Beretta hervor.
»Kann sein, daß wir uns auf einen Krieg gefaßt machen müssen.«
»Bei dem wir den kürzeren ziehen, wie?«
»Möglich.«
Er hatte das Wort kaum ausgesprochen, da fiel der erste Schuß, und plötzlich wurde aus der Frontscheibe ein mattes, bröseliges Gebilde mit einem Loch drin.
Nein, ich hatte die Kugel nicht pfeifen hören, aber sie hätte mich bei normaler Sitzhaltung erwischt, was nun nicht geschehen war. »Wie lange gibst du uns?« fragte Suko.
»Nicht sehr lange…«

ENDE des ersten Teils